UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1914

5 (1914)

Visual Library

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten an die:

Vertretung der Mariannhiller Mission
in **Köln a. Rh.**, Brandenburgerstr. 8.

32. Jahrgang.
№ 5.

Erscheint monatlich und kostet pro Jahrgang Mk. 1.50, direkt franko zugesandt oder von unsern Befördern bezogen.
Ueberzahlungen im Interesse der Mission sind willkommen.
Probenummern gratis.
Wer diese Zeitschrift bestellt, tut gleichzeitig ein gutes Werk zu Gunsten der armen Heiden in Afrika.
Bestellungen auf das Vergißmeinnicht geschehen am einfachsten auf dem Abschnitt der Zahlkarte oder Postanweisung.
Postscheck-Konto Köln Nr. 1652.

Treue Gehilfinnen für die Küche.

Köln a. Rh.
Mai 1914.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer heiligen Religion verwendet, weßhalb der Hl. Vater Pius X. zu wiederholtenmalen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

Beförderer des Vergißmeinnicht werden an allen Orten gesucht.

Für die Abonnenten des Vergißmeinnicht als Wohltäter unserer Mission werden täglich in der Kollegiatkirche zu Mariannhill 2, oft 3 hl. Messen gelesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Klosterfrieden.

Still im Tal, von Wald umgeben
Und von Feldern rings umkränzt,
Seh ich weiten Bau sich heben,
Ueber dem das Kreuz erglänzt.

Tiefe Ruhe rings und Schweigen,
Weltvergeß'ne Einsamkeit
Sich um deine Mauern neigen
Und verheißen Seligkeit.

Grüß' euch froh, ihr heil'gen Hallen,
Sollt von jetzt mir Heimat sein,
Bis ich aus dem Erdenwallen
Geh' zum ew'gen Leben ein!

Fr. Leo Mayer.

Unser Missionshaus „St. Paul".

(Siehe Bild Seite 99.)

Am 1. Mai l. J. werden es drei Jahre, daß das Mariannhiller Missionshaus „St. Paul" eröffnet wurde. Seitdem ist mit Gottes Hilfe und dank der Opferwilligkeit unserer verehrten Gönner und Wohltäter ein gutes Stück Arbeit geschehen. Da. „Vergißmeinnicht" zeigt uns heute „St. Paul" mit dem soeben vollendeten zweiten Flügel des stattlichen Neubaues und den zwischen diesen und den Oekonomiegebäuden gelegenen Gartenanlagen, welch letztere allerdings noch der vollen Ausgestaltung harren. Welch ein Unterschied zwischen dem kleinen, unscheinbaren Farmerhäuschen, das wir notgedrungen vor drei Jahren bezogen und dem jetzigen Neubau mit seinen lichten, weiten Räumen! Fehlt auch gegenwärtig noch die Kirche und fehlen auch noch viele andere Räumlichkeiten und Etablissements, mit denen ein modernes, seinem Zweck entsprechendes Missionshaus ausgestattet sein soll, so ist vorläufig doch den dringendsten Bedürfnissen abgeholfen und hinreichend Raum geschaffen für eine beträchtliche Anzahl Studenten, Postulanten und Novizen.

Die Vorteile eines Missionshauses, dieser Pflanzstätte für die Weckung und Pflege neuer Missionsberufe, liegt auf der Hand. Was das Priesterseminar für den Weltklerus, was das Lehrerseminar für die Volksschule und die Kadettenschule für die Offiziere ist, das ist das Missionshaus für die Erziehung und Heranbildung künftiger Missionare. Fast dreißig Jahre hindurch hat sich Mariannhill zu seinem großen Leidwesen ohne ein Missionshaus behelfen müssen. Manche Postulanten blieben da ferne; nicht nur die strenge Trappistenregel, sondern auch die weite Entfernung und das Unsichere und Ungewisse eines solchen Schrittes schreckte sie ab; es fehlte ihnen eben die Gelegenheit, ihren Beruf zuvor gehörig zu prüfen.

Das alles ist seitdem ganz anders geworden. Wir haben jetzt in Europa ein eigenes Missionshaus, in dem jeder Mariannhiller Novize und Postulant eine gewisse Probezeit durchmachen muß. Die Reise nach „St. Paul" kann jeder riskieren. Hat er Beruf, so wird er sich bei uns bald heimisch fühlen und darf er sicher hoffen, daß er sich auch in die Missionsverhältnisse in Südafrika leicht hineinfinden werde. Dazu hat er hier im Probehause die schönste Gelegenheit, sich wissenschaftlich und moralisch weiter auszubilden und sich für den künftigen Missionsberuf entsprechend vorzubereiten. Fehlt ihm der Beruf, so steht ihm jederzeit der Austritt frei, der Rückweg in die Heimat ist nicht allzu weit, und auf keinen Fall wird er die hier zugebrachte Probezeit zu bereuen haben. Zum wenigsten hat er nun über seinen Beruf, beziehungsweise Nichtberuf die nötige Klarheit gewonnen.

Für die Priester und Priesteramtskandidaten ist die Zeit des Postulats nur kurz; in der Regel werden sie schon nach zwei bis drei Monaten eingekleidet und beginnt dann für sie das einjährige Noviziat. Für die Brüder dagegen dauert das Postulat durchschnittlich ein Jahr,, daran schließt sich nach Empfang des Ordenskleides ein zweijähriges Noviziat, nach dessen Beendigung sie zu den einfachen Gelübden zugelassen werden.

Uebrigens bietet unser Missionshaus jungen, talentierten Jünglingen auch Gelegenheit, hier ihre Studien zu machen, vorläufig allerdings nur für die unteren Klassen, von der Sexta bis zur Tertia. Die Aspiranten für die höheren Kurse schicken wir in das Studienkonvikt „Aloysianum" in Lohr a. M. Auch sogenannte „verspätete Berufe", d. h. solche, die wegen Mangel an Mitteln oder sonstwie bisher verhindert waren, ihre Studien zu machen, finden in „St. Paul" noch Gelegenheit, sich auf den Priester- und Missionsberuf vorzubereiten. Sie müssen allerdings gut talentiert sein, wahren Ordensberuf haben und entschlossen sein, später in die Mariannhiller Mission einzutreten. Ein Dutzend solcher junger Leute ist schon hier, und es ist noch hinreichend Platz da für andere.

Möchten doch recht viele erkennen, was es Großes und Schönes ist um den Beruf zum heiligen Ordensstande! Hier lebt der Christ, wie der hl. Bernard sagt, reiner, fällt er seltener, steht schneller wieder auf, hier wandelt er vorsichtiger, wird öfter betaut mit himmlischen Gnadengaben, ruht er sicherer, stirbt vertrauensvoller, wird schneller gereinigt und reichlicher belohnt.

Bei uns aber gesellt sich zum Ordensleben noch das apostolische Werk der Mission. Was kann es für einen seeleneifrigen Priester Schöneres geben, als den Heiden das Evangelium zu verkünden und Christi Reich in bisher unbekannte Gegenden auszubreiten? Ist es doch nach dem großen Areopagiten das göttlichste der göttlichen Werke, mitzuwirken an der Rettung unsterblicher Seelen.

Für den Laienbruder aber ist es ein überaus erhebendes Gefühl, zu wissen, daß er nun nicht mehr um vergänglichen Weltlohn arbeitet, sondern für Gott allein, in dessen ständigen Dienst er sich mit all seinen Kräften gestellt hat. Durch seiner Hände Arbeit schafft er für die Mission die nötigen materiellen Mittel herbei und hat überdies noch meistens willkommene Gelegenheit, auch Schwarze in sein Handwerk einzuführen und ihnen so den Segen christlicher Arbeit zu vermitteln.

„Der Meister ist da und ruft dich!" sprach Martha zu ihrer Schwester Maria Magdalena, und diese stand sogleich auf und eilte dem Herrn entgegen. Handle auch du ähnlich, wenn du fühlst, daß der Herr dich ruft. Geh' da nicht lange zu Rate mit Fleisch und Blut, sondern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

folge rasch. Zerbrich die Sklavenketten der Welt und weihe dich ganz und rückhaltlos dem Dienste des Herrn!

Bezüglich der näheren Aufnahmebedingungen wende man sich an den Hochw. P. Superior des Missionshauses „St. Paul", Post Walbeck, Rheinland.

P. Dominikus.

Das Kaffernland in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Ein trauriges Ende nahm ein zweiter Feldzug, den Andre de Santiago, der Kommandant von Sena, gegen die grausamen Muzimbas unternahm. Auch er zog, wie Fernando de Chaves, der Befehlshaber von Tete, zur Verteidigung eines unter dem Schutze der Portugiesen stehenden Volksstammes aus.

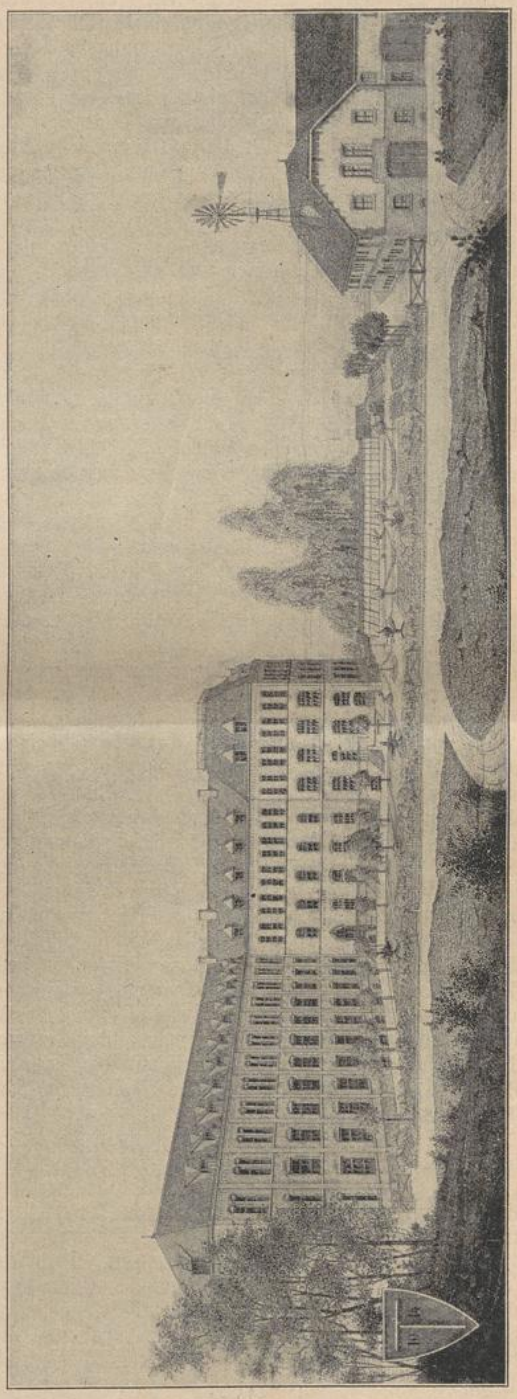
Mit einer Schar bewährter Leute und mit zwei Geschützen rückte er mutig ins Feindesland ein, fand aber die Schwarzen in einer wohlangelegten Festung so gut verschanzt, daß er keinen Sturm wagte, sondern sich vorläufig damit begnügte, den Platz zu belagern. Auch rief er den Kommandanten von Tete, der den früher geschilderten Sieg davongetragen hatte, zur Hilfe herbei. Dieser brach sogleich mit einem Teile seiner Truppen auf, unterschätzte aber seinen Gegner, und fiel, während sich seine Soldaten auf dem Marsche zerstreuten, in einen Hinterhalt, wo er nach einer verzweifelten Gegenwehr samt all seinen Leuten das Leben verlor.

Die grausamen Wilden schnitten den Leichen die Köpfe, Arme und Beine ab und hielten sie auf den Wällen ihrer Festung, in die sie sich während der Nacht zu schleichen gewußt hatten, höhnend den bestürzten Belagerern entgegen. Zugleich machten sie einen wütenden Ausfall; Andre de Santiago fiel gleich beim Beginn des Kampfes, die übrigen aber wurden zersprengt und nach und nach an verschiedenen Orten grausam niedergemetzelt.

Bei dieser Gelegenheit fand auch der Dominikaner-Missionar Nikolaus von Coimbra, der sich den Truppen als Feldgeistlicher angeschlossen hatte, seinen Tod und zwar auf so grausame Weise, daß er mit Recht den Martyrern beigezählt werden kann. Die Unmenschen banden ihn, da sie ihn als Priester und Missionar erkannten, an einen Baum, schnitten ihm die Hände und Füße usw. ab und wählten ihn dann zur Zielscheibe ihrer Pfeile und Wurfspieße. Der Häuptling aber legte die priesterliche Kleidung an und zog, in der einen Hand einen Kelch, in der andern einen Assegai, an der Spitze seiner siegestrunkenen Krieger, von denen jeder einige Stücke der erschlagenen Portugiesen trug, durch das Land und feierte seinen Sieg durch ein Festgelage, bei dem das Fleisch der überwundenen Feinde unter großem Jubel verzehrt wurde. Dies geschah im Jahre 1592.

Im folgenden Jahre wollte Don Pedro de Sousa, Kommandant von Mozambique, die Niederlage seiner Landsleute rächen. Doch auch er geriet in einer ihm unbekannten Gegend in einen Hinterhalt, aus dem er sich nur mit Aufopferung seiner Nachhut und unter Zurücklassung seines Geschützes und des ganzen Gepäckes zu retten wußte. Durch diesen Verlust klüger und vorsichtiger geworden, sammelte er ein Heer von zweihundert Portugiesen und fünfzehnhundert Kaffern, und suchte damit den Feind, der sich in seine alte Festung zurückgezogen hatte, auf.

Er griff den Platz von verschiedenen Seiten an, fand aber einen nachdrücklichen Widerstand. Die Schwarzen hatten sich mit großer Umsicht verschanzt und ihre Festung mit einer so hohen Brustwehr umgeben, daß sie gegen die Geschütze der Portugiesen gesichert waren. Don Pedro versuchte einen allgemeinen Sturm und drang bis zum Festungsgraben vor, wurde aber hier mit



Das Mariannhiller Missionshaus „St. Paul" am 1. Mai 1914

siedendem Wasser und Oel empfangen, worunter namentlich seine kaffrischen Hilfstruppen litten, weil sie durch keine Kleidung geschützt wurden. Sie wichen entsetzt zurück und konnten durch nichts mehr bewogen werden, zur Ausfüllung des Grabens die nötigen Faschinen herbei-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zuschleppen. So sah sich der Feldherr zu seinem tiefen Bedauern genötigt, den Kampf wieder abzubrechen.

Er ließ nun an den folgenden Tagen Schanzen aufwerfen, und zwar so hoch, daß sie zuletzt die Brustwehr der Festung überragten. Der Feind war frappiert, und da in Bälde ein sehr lebhaftes und wirksames Feuer gegen ihn eröffnet wurde, sah er sich gezwungen, Unterhandlungen anzuknüpfen. Zugleich bedienten sich aber die Muzimbas, um die Portugiesen irre zu führen, einer so raffinierten List, daß man nur staunen muß, wie ein so rohes Volk auf diesen Einfall kommen konnte. Sie wußten nämlich Briefe ins Lager der Portugiesen zu bringen, die angeblich von deren Frauen in Mozambique und Sena geschrieben oder diktiert waren, und worin diese ihre Männer dringend aufforderten, nach Hause zu eilen, um ihre Frauen und Kinder gegen die Wilden zu schützen, die von allen Seiten gegen die beiden Festungen herankämen und gedroht hätten, alles in Brand zu stecken und die Weißen niederzumachen.

Auf diese Nachricht hin waren die Portugiesen nicht mehr zu halten. Don Pedro de Sousa mußte noch vor Abschluß der Kapitulation die Belagerung aufheben und eiligst den Rückmarsch antreten. Die Muzimbas gewannen dadurch neuen Mut, eilten dem Feinde nach, griffen die Nachhut in einem Engpasse an, metzelten sie nieder und kehrten mit den eroberten Kanonen und Waffen voll Jubel in ihre Festung zurück.

Immerhin hatten sie während des letzten Feldzuges die Tapferkeit der Portugiesen kennen gelernt. Sie fürchteten eine Fortsetzung des Krieges und schickten Gesandte nach Mozambique, die um Frieden baten, welchen auch der Kommandant, da ihm keine frischen Streitkräfte zur Erneuerung des Kampfes zur Verfügung standen, bereitwillig abschloß.

Hierauf wagten die verwegenen Muzimbas, in einer Stärke von 15 000 Mann in nordöstlicher Richtung nach der Küste zu ziehen und die dortigen, meist von reichen Arabern bewohnten Handelsstädte zu plündern. Zuerst wandten sie sich nach Guiloa. Durch die Verräterei eines Negers, der sie durch die seichte Stelle eines die Stadt vom Festlande trennenden Meerarmes führte, gelangten sie tatsächlich in den Besitz der Stadt und plünderten sie radikal aus. Durch diesen Erfolg kühn gemacht, rückten sie vor Monebaca, zerstörten es und griffen hierauf Melinde an. Hier aber wurden sie von dem mutigen Kaffernstamme der Molsequeios vollständig geschlagen; nur einem schwachen Reste gelang es, den Verfolgern zu entgehen und sich in die Schlupfwinkel ihres Gebirges zurückzuflüchten. Seitdem verhielten sie sich ruhig.

Nachdem Joao de Santos mit großem Eifer in seiner Mission gewirkt hatte, wurde er im Jahre 1598 von seinen Ordensobern nach Portugal zurückgerufen. Doch die Erinnerung an seine südafrikanische Mission folgte ihm auf jedem Schritt und Tritt. Er fand keine Ruhe mehr und ließ nicht nach mit Bitten und Drängen, bis er endlich im Jahre 1617 die Erlaubnis erhielt, zum zweitenmale in seine Mission zu gehen. Er gelangte auch glücklich nach Goa, wurde hier aber krank und starb 1622, ohne den Schauplatz seiner gesegneten Wirksamkeit wieder gesehen zu haben.

Nach ihm versuchten noch mehrere Dominikaner-Missionäre, die weiter im Innern wohnenden Kaffernstämme zum christlichen Glauben zu bekehren; doch der Haß der Eingebornen gegen die Portugiesen war ein zu mächtiges Hindernis, als daß sie viel hätten ausrichten können. Einige der Missionäre fanden bei den wildesten Stämmen den Tod, die anderen kehrten in die Heimat zurück oder beschränkten ihre Wirksamkeit auf die Pastoration der Weißen, zumal der Portugiesen, welche die Küstengegenden besetzt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachten auf einer Missionsstation.

Vom Hochw. P. Viktor Cohnen.

Mariannhill. — Ich sollte während der letzten Weihnachtsfeiertage nach Inchanga gehen, einer Missionsstation, die mehrere Stunden von Mariannhill entfernt ist. Doch ich hatte ja eine bequeme Fahrgelegenheit; bis Pinetown brachte mich das eigene Klostergefährt, und von dort aus geht die Bahn.

„Bruder, glauben Sie etwa, daß ich einen Regenmantel mitnehmen soll?" fragte ich Br. Leodegar, unsern Kutscher. „Wird kaum nötig sein, mein Vater", entgegnete dieser, „es schaut zwar etwas finster drein, allein, bis das Wetter ausbricht, sind wir sicherlich schon in Pinetown." — Ich stieg ein, und sofort ging es in munterem Trab der Bahnstation zu. Es war etwa 8 Uhr abends und noch ziemlich helle.

Doch mit den Geschickes Mächten
Ist kein ewiger Bund zu flechten.

Kaum hatten wir den Store passiert, da begann schon ein feiner Nebelregen herabzurieseln, anfangs nur gelinde, bald aber so an Stärke zunehmend, daß man zuletzt sogar den Weg nicht mehr unterscheiden konnte, und der Kutscher sich genötigt sah, die Wagenlaternen anzuzünden. Zuweilen huschten weißgekleidete Gestalten geisterhaft an uns vorüber. Es waren schwarze Neubekehrte, die in Nacht und Regen der Mariannhiller Kirche zueilten, um dort der Mitternachtsmesse beizuwohnen und in der heiligen Kommunion das liebe Jesukind zu empfangen. Manche von ihnen kamen weit her, doch aus Liebe zu ihrem heiligen Glauben brachten sie jedes Opfer mit Freuden.

Kurz vor 9 Uhr langten wir in Pinetown an. Wie ich die Fahrkarte löse, höre ich, mein Zug habe eine Viertelstunde Verspätung. Kein Wunder, denn am heiligen Abend eilt ja alles, was nur immer kann, dem heimatlichen Herde zu, und da sind alle aus der Stadt kommenden Züge übervoll. Leider wurden aus der einen Viertelstunde deren drei, so daß es bereits 9^{45} war, als der von Durban kommende Zug, der mich nach Inchanga bringen sollte, in Pinetown eintraf. Beide Wagenklassen waren schon so überfüllt, daß sich viele Passagiere mit einem bloßen Stehplatz begnügen mußten. Wie da noch mitkommen? Da tönte mir plötzlich aus einem Kupee heraus die Frage entgegen: „Sind Sie ein Priester?" — „Ja, ich komme von Mariannhill". — „Dann nur schnell herein zu mir, hier ist noch ein Plätzchen frei!" Ich ließ mir das nicht zweimal sagen und noch selten bin ich einem Menschen so dankbar gewesen, wie diesem hochherzigen Engländer. „Ich wollte dem Christkind zulieb heute noch ein gutes Werk tun", sagte er in aller Aufrichtigkeit, „und es freut mich, daß ich so bald Gelegenheit hiezu hatte". Bald war eine lebhafte Unterhaltung im Gang, die an diesem Abend unwillkürlich eine religiöse Färbung annahm.

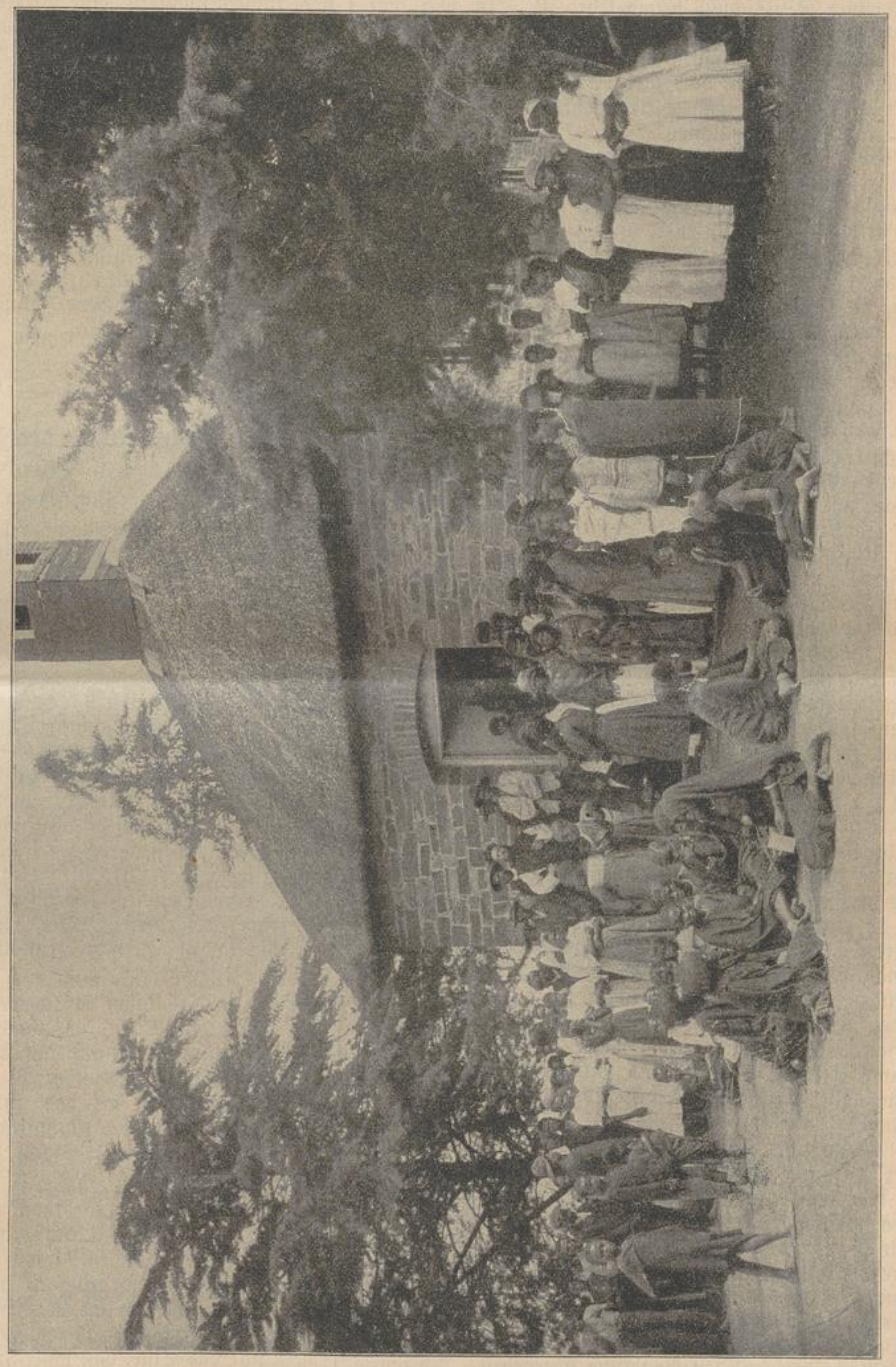
So eng aufeinander gepfropft wir auch anfangs zusammensaßen, so gab es doch bald Platz. Bei jeder neuen Bahnstation verließen einige Passagiere den Zug, einander nochmals „merry Christmas und happy holydays" wünschend. Zuletzt blieb in unserem Coupé

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nur noch ein Polizei-Offizier aus Transvaal und seine Frau, die aus Holland herübergekommen waren, zurück. Natürlich wurde jetzt die Konversation nur noch Holländisch geführt und damit manch' liebe Erinnerung aufgefrischt. Nur zu rasch sah ich mich am Ziele meiner Eisenbahnfahrt in Inchanga. Die Uhr zeigte 11^{15} nachts. Ein letzter Gruß: „Vreugdevolle feestdagen en goede aankomst te huis," und ich stand einsam auf dem Bahn-Perron.

Inchanga liegt tief unten in einem Talkessel, unsere Missionskapelle dagegen hoch oben auf einem der vielen Hügel, die ringsum die Station umgeben. Ich hatte eine volle Stunde zu gehen. Am hellen Tag steigt einer auf dem nächsten Fußpfad allerdings in 25 Minuten hinauf, allein jetzt war es stockfinstere Nacht; die schwarzgrauen Wolken hingen so dicht an den steilen Felsenwänden, daß man sie gleichsam mit den Händen greifen konnte; dazu hatte ich einen schweren Reisesack zu tragen, denn ich mußte von Mariannhill alle Meßutensilien und noch dies und das mitnehmen. Zu allem Unglück kam, nachdem ich kaum einen Steinwurf weit marschiert war, ein heftiger Regenschauer daher, der mich in wenigen Augenblicken vollständig durchnäßte und den Boden unter meinen Füßen aufweichte. Zuletzt wußte ich nicht einmal mehr, ob ich überhaupt noch auf dem richtigen Weg war, nämlich auf der großen Chaussee, die von Durban nach Maritzburg führt. Wohl leuchtete mir einmal aus der Finsternis ein mattes Licht entgegen. Es kam aus einem Kuli-Store, der am Wege lag, allein ein paar bissige Köter hielten mich ab, einzutreten und nach dem Weg zu fragen. In der Ferne aufsteigende Raketen spendeten zeitweilig auch etwas Licht, so daß mir schließlich wenigstens das eine klar wurde, ich sei noch auf der Chaussee.

Zuletzt kam ich zu einem kleinen Walde, von wo ein ziemlich erkennbarer Weg nach unserem Missionskirchlein abzweigt, denn der gewöhnliche, ganz mit Gras überwachsene Fußsteig war in der Dunkelheit absolut nicht zu unterscheiden. Ich war also am Ziele; doch da versperrt mir eine geschlossene Türe den Weg; rechts und links ist ein undurchdringliches Drahtgitter. Da, noch einmal eine Rakete, und ich sehe das Haus unseres Katecheten. Durch einige kräftige Rufe wird dieser



Sonntags vor der Kirche. (Mariatrost, Natal.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aus dem Schlafe geweckt; er kommt, öffnet die Tür, und wenige Minuten darauf bin ich am Orte meiner Bestimmung. Meine Kleider und die Reisetasche waren derart mit Schmutz und nassem Sande bedeckt, daß man hätte glauben können, ich sei ein Erdarbeiter, der soeben von seiner Tagesschicht heimgekehrt ist. Ich war von der anstrengenden Tour auch ziemlich müde und hungrig geworden und hätte noch gerne eine kleine Erfrischung genommen, doch mein Chronometer zeigte bereits 20 Minuten nach Mitternacht und so mußte ich natürlich darauf verzichten.

Um 1 Uhr lag ich in Morpheus Armen, und Punkt 5 Uhr weckte mich das Missionsglöcklein aus der süßen Ruhe. Um ½7 Uhr las ich die erste heilige Messe, betete dann mein Brevier, um ½11 Uhr folgte die zweite heilige Messe mit Predigt (die erste Weihnachtspredigt hatte ich Tags zuvor kurz vor meinem Weggang in Mariannhill gehalten), daran schloß sich noch die dritte hl. Messe, so daß es Mittag wurde, bis alles fertig war. Das verhältnismäßig geräumige Kirchlein war mit Andächtigen, worunter sich auch einige benachbarte Weiße befanden, dicht angefüllt.

Nach der Danksagung wollte ich mich eben daranmachen, die große Magenfrage zu lösen und hatte schon eigenhändig einen kleinen Spirituskocher zurecht gemacht, um rasch eine Tasse Kaffee zu bereiten, als atemlos ein Kaffernweib dahergelaufen kam mit der Bitte, der Umfundisi möchte doch schnell in die benachbarte Reserve kommen, um dort ein schwerkrankes Kind zu taufen. Die heidnischen Eltern wünschten es dringend, und das Kind sei schon 14 Tage alt.

„Ist's weit dorthin?" — „Nein, Baba, nur eine Viertelstunde." — Nun gut, dachte ich, habe ich A und B gesagt, so kann ich auch noch C sagen; drum nur frisch drauf los! Der Katechet, der mit Frau und Kindern seine ebenfalls in der Reserve wohnenden Eltern besuchen wollte, begleitete mich und trug in einer Tasche die zur heiligen Handlung nötigen Sachen.

Den Weg, der nun folgte, werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Vorab hatte die angegebene Viertelstunde der Fuchs gemessen, denn wir brauchten mehr als dreimal so lang. Dann dieses beständige auf und ab in einem wahren Labyrinth von Hügeln und Bergketten! Da ging es zunächst in eine schwindelnde Tiefe hinab, über mächtige Felsblöcke und rauhes, zackiges Gestein, jetzt langsam, dann sprungweise, mit dem Bergstock jeden sicheren Halt erspähend, um nicht unfreiwillig einen salto mortale zu machen. Endlich ging das rauhe, steinige Terrain mehr ins Flachland über, noch eine halbe Stunde, und wir waren beim betreffenden Kraal.

Wenn ich nun aber geglaubt hatte, gleich nach meiner Ankunft zum heiligen Taufakt schreiten zu können, so war das abermals ein großer Irrtum. Da waren noch viele Vorbereitungen zu treffen; vor allem mußten alle Verwandten und Bekannten (meist noch Heiden) aus der ganzen Nachbarschaft zusammengerufen werden, dann galt es das Kind in Ordnung zu bringen und gehörig aufzuputzen, und erst nachdem ich in der schönen Tugend echtchristlicher Geduld mächtig gewachsen war, konnte ich zur heiligen Handlung übergehen. Ich taufte das Kind auf den Namen „Viktor-Winfried" in der stillen Hoffnung, an ihm einen Fürsprecher am Throne Gottes zu erhalten, wenn es in Bälde den Elternkraal mit dem himmlischen Vaterland vertauschen sollte.

Nach dem Taufakt trug man das Diner auf, das aus Reis, Süßkartoffeln und etwas Fleisch bestand und zu dem auch ich eingeladen wurde. Obschon mein Magen allmählich bös zu knurren anfing, lehnte ich dennoch das freundliche Anerbieten dankend ab und beeilte mich zur Missionsstation zurückzukehren. Zwei Kinder zeigten mir einen weiten, aber bequemeren Weg und so war ich, noch immer nüchtern, eine Viertelstunde nach fünf Uhr wieder auf meinem Zimmerchen. Ich begann zu „kochen" und nach weiteren zwanzig Minuten hatte ich meinen dampfenden Kaffee, der an diesem unvergeßlichen Weihnachtsfeste mein Frühstück, Mittag- und Abendessen zugleich repräsentierte. Es galt noch, das Nachtoffizum zu antizipieren, einen kleinen Artikel für unser Blättchen zu schreiben, und um 9 Uhr beschloß ich den hochheiligen Tag, der für mich ein schöner und buchstäblich „langer Tag" gewesen war.

Am folgenden Morgen, am Feste des hl. Stephanus, zelebrierte ich um 8 Uhr früh die heilige Messe und fuhr sodann um 10,20 mit dem Dampfroß von Inchanga ab.

Zweit Stunden später war ich wieder in meinem lieben Mariannhill.

Dingindawo, der Verlassene.

Von Br. Gerold Heller.

(Fortsetzung.)

Czenstochau. — „Manchmal, doch nicht allzu oft, kamen K i n d e r zu mir, die noch nicht arbeiten konnten, und leisteten mir Gesellschaft. Dagegen war mein alter Nachbar, der blinde Nonyosi, der später auf den Namen Balthasar getauft wurde, oft stundenlang von einem ganzen Rudel Kinder umgeben. Der gute Alte konnte eben erzählen, wie kaum ein Zweiter. Er ward ganz Kind mit ihnen, lachte und scherzte und erzählte ihnen Märchen und sonstige lustige und unterhaltende Geschichten aus alter und neuer Zeit in Menge. Drum hatten ihn auch die Kleinen so lieb und hielten sich mit Vorliebe in seiner Nähe auf, wovon du selber oft Zeuge warst. Mit ihm konnte ich mich natürlich nicht messen. Was hätte ich denn erzählen sollen? Ich hatte ja nichts erlebt, dazu war mir, wie gesagt, alle Lust zum vielen Reden vergangen; ich war allmählich recht einsilbig und wortkarg geworden; und das war nicht das Richtige, um die lieben Kleinen anzulocken.

Am liebsten hatte mich noch meine M u t t e r. Sie brachte mir das Essen, kehrte meine Hütte aus, verband mir mit vieler Liebe die immer gräßlicher werdenden Wunden und erwies mir tausend andere Liebesdienste. Ach, die liebe Mutter meinte es so herzlich gut mit mir, ich aber hatte für all das nur selten ein Wort des Dankes; so kalt und stumpfsinnig war ich geworden.

Die gute Mutter lief auch zu berühmten schwarzen Doktoren, manchmal eine ganze Tagreise bis zum Umkomazifluß hinab und brachte mir teure Medizinen. Sie ließ von der stillen Hoffnung nicht ab, mich dadurch noch kurieren zu können. Viele eingeborne Aerzte haben an mir ihre Kunst probiert, und ich kann die vielen teuren Gegenmittel und Arzneien nicht alle aufzählen, die ich im Laufe der vielen Jahre alle anwandte; ich weiß nur das Eine, daß schließlich auf diese Weise mein ganzes väterliches Erbe draufging. Doch helfen konnte mir niemand.

Einmal kam ein berühmter Doktor weit her, bis aus dem Basutoland zu mir und versicherte mir hoch und teuer, mich heilen zu können. O wie freute ich mich da! Hatte ich doch schon seit langer Zeit derartige Wunden

an beiden Füßen, daß ich keinen Schritt mehr gehen konnte. Er gab mir gegen teures Geld eine fettige Salbe mit dem Bedeuten, zunächst die Fußsohlen damit tüchtig einzureiben; dann solle ich ein rotglühendes Eisen in die unmittelbare Nähe bringen, je näher, desto besser, damit die Salbe tief in die Haut hineintrockne. Als ich etwas ungläubig den Kopf schüttelte, und mir die Sache etwas bedenklich vorkommen wollte, versicherte er mir nochmal hoch und teuer, ich würde innerhalb drei Wochen wieder gesund sein und lustig wie ein junges Reh umherspringen können, vorausgesetzt, daß ich die kostbare Salbe ganz nach Vorschrift anwende.

Ich ließ mich zuletzt bereden. Mein Bruder rieb mir mit der Salbe die von Wunden zerfressenen Füße ein; schon dies allein verursachte mir große Schmerzen, als er nun aber einen alten Spaten im Feuer glühend machte und ihn dann hart, ganz hart an meine doppelt wunden Fußsohlen hielt, da empfand ich einen solch' namenlosen Schmerz, daß ich hätte laut aufschreien mögen! Doch nein, ich tat es nicht, durfte es auch nicht tun, denn das wäre eine unverzeihliche Schwäche gewesen. Ein Kind schreit und weint, wenn es Schmerz empfindet, ein Mann weint nie! Wohl biß ich vor Schmerz die Zähne aufeinander, allein ich zuckte mit keiner Wimper, bis die schreckliche Prozedur vorüber war. Und der Erfolg? War ich nun geheilt? Keine Spur, im Gegenteil, beide Füße waren mir nun total verbrannt und meine Schmerzen und mein Elend um's Zehnfache größer geworden. Einige Monate darauf fielen mir die Zehen von den Füßen und die alten Wunden vergrößerten sich von Tag zu Tag. Und für all das mußte ich dem Doktor noch teures Geld bezahlen! —

So verging geraume Zeit. Als ich etwa fünfundzwanzig Jahre alt sein mochte, war das Uebel soweit vorgeschritten, daß ich den übrigen Kralbewohnern allmählich zur unausstehlichen Last wurde. Schon lange zuvor hatte ich gemerkt, wie man sich mehr und mehr zurückzog und mir, soweit man nur konnte, aus dem Wege ging. Jetzt aber hielten die Männer Rat, und es wurde einstimmig beschlossen, mich von allen übrigen abzusondern. Die Hauptursache war der entsetzliche Verwesungsgeruch, der von meinen Wunden ausging. Letzterer war oft so stark, daß ich mir selbst zum Ekel wurde.

Man baute also eine kleine Hütte etwas abseits von den andern, und hier wohnte ich nun ganz allein, bis mich P. Thomas fand. Nur e i n e Seele war mir treu geblieben, meine gute M u t t e r. Sie hatte gleich anfangs mit aller Entschiedenheit dagegen protestiert, mich, ihr Kind, von allen übrigen abzusondern, doch es hatte nichts genützt; ich mußte aus der gemeinsamen Wohnung heraus, durfte nicht mehr mit ihnen essen und nicht mehr in der gleichen Hütte schlafen. Das tat dem Herzen meines lieben Mütterchens so weh, daß sie mich fortan nicht mehr bei meinem alten Namen rief, sie ersann einen neuen Namen und hieß mich nur noch D i n g i n d a w o, den Heimatlosen, Verlassenen. Ihre Liebe schien sich nur noch zu verdoppeln und zu verdreifachen. Schon in aller Frühe öffnete sie Tag für Tag an meiner Hütte die Türe, um frische Luft hereinzulassen, reinigte noch öfter als sonst meine Wunden und brachte mir dies und das zu essen. Ja, sie war gut, herzensgut, meine liebe Mutter Tembile.

Im Kreise meiner Lehrer und Katecheten. Monte Casino, Rhodesia. (P. Bonaventura Jäeckel.)

Doch ach, eines Tages wurde mir auch diese meine letzte Hilfe und Stütze entrissen! Meine Mutter starb, und nun war das Maß meines Elends voll! — Ich hatte fortan auf der ganzen weiten Welt keinen Menschen mehr, der sich meiner in Liebe angenommen hätte." —

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hier machte Dingindawo eine längere Pause. Der Gedanke an seine gute, verstorbene Mutter erschütterte ihn derart, daß er nicht mehr weiterreden konnte. Große, heiße Tränen rollten über die hageren Wangen des armen Aussätzigen, und er war nicht einmal imstande, sie mit seinen wunden, fingerlosen Händen abzuwischen.

Mir selbst wurde bei diesem Anblick das Herz schwer. Ich eilte fort, um einige andere Kranke zu besuchen.

(Schluß folgt.)

Dinizulu, der letzte Zulukönig.

Von Br. Otto, Mariannhill.

Ein junger, naiver Zulu erzählt mir einst, wie die Engländer niemals Dinizulu etwas anhaben könnten, denn er würde sich dann einfach in einen Löwen verwandeln. Leider konnte Dinizulu dieses Kunststück nicht und so ist er vor einigen Wochen als entthronter König in der Verbannung gestorben.

Dinizulu, 1868 geboren, gelangte mit Hilfe der benachbarten Buren 1884, also noch minderjährig, auf den Thron. Die englische Natalregierung übte damals eine Art Aufsichtsrecht im Zululande und bald waren zwischen ihr und dem jungen Zulukönig Zwistigkeiten vorhanden.

Um jene Zeit hatte Pater Franz die Niederlassung „Mariannhill" gegründet und erwog den Plan, ob sich nicht auch im Zululande Missionsstationen errichten ließen. Zur Erforschung des Zululandes sandte er nun Pater Gerard, unseren jetzigen Abt, und Bruder Nivard ab.

Bruder Nivard verdanke ich den folgenden Reisebericht, und um die Darstellung lebendiger zu halten, will ich ihn selbstredend anführen:

„Der Zeitpunkt war kritisch. Die Zulu waren selbständige, freie Männer und hatten kein Verständnis für ein europäisches Verwaltungssystem. Anderseits konnte aber das britische Gouvernement von Natal in seinem Nachbarlande eine barbarische Willkürherrschaft auch nicht schalten und walten lassen. Dinizulu sollte sich zu einer Besprechung mit dem Gouverneur von Natal verstehen, aber er zeigte wenig Lust dazu. Nun sollte diese Konferenz erzwungen werden. So stand das politische Wetter.

Am 16. August 1887 wurden die Pferde gesattelt. Die Reise ging zunächst der Küste des Indischen Ozeans entlang. Es wurde der nördliche Umgeni überschritten, der Umvoti wurde bei Stanger übersetzt. Wir passierten dann den größten Fluß Natals, den Tugela und gelangten nach Eshowe, welches noch ziemlich nahe an der Küste liegt. Von hier wandten wir uns landeinwärts, erreichten Rorkesdrift und Isandhlwana, wo acht Jahre vorher Cetshwayo, Dinizulus Vater, die Armee des englischen Generals Wolseley nahezu aufrieb. Weiter nördlich kamen wir zum Vechtkob. An diesem Berg fand am 16. Dezember 1838 eine Schlacht zwischen den Buren und den Zulu statt. Unweit von Vechtkop liegt das Grab des französischen Prinzen Lulu Napoleon.

Die englische Königin Viktoria hat ihm dort einen Denkstein, ein steinernes Kreuz, setzen lassen. Der Platz hat eine niedrige Umfriedung von Natursteinen und ist, um Graswuchs zu verhindern, mit Salz eingestreut. Ein Kaffer ist als Wächter angestellt. Dieser Kaffer gehörte gerade jenem Kraale an, dessen Insassen den Prinzen überfielen. Es geschah dieses am 1. Juni 1879. Der Prinz stand nicht im aktiven Kriegsdienst, sondern begleitete bloß studienhalber die englische Armee. Wer die Gepflogenheiten des hiesigen Landes kennt, kann sich leicht in die damalige Situation hineindenken. Die kleine Truppe, welche Prinz Napoleon begleitete, sah selbstverständlich nirgends einen Feind.

Da aber zu Kriegszeiten jeder Zulu Krieger ist, so brauchte man bloß den nächsten Kaffernkraal zu übersehen. Als die Truppe abgesattelt hatte, schlich aber aus einem nahegelgenen Kraale ein Haufen Zulu heran. Jeder sprang auf sein Pferd. Das des Prinzen scheute und so fiel er unter den Spießen der herangerückten Rotte.

Wir erreichten Ulundi.

Ulundi liegt am weißen Umvolosi. Hier stationierte der englische Assistant Commissioner Mr. Addison. Es waren englische Imperial-Truppen anwesend. Dann war noch eine Truppe von Eingeborenen unter dem Befehle des Obersten Mansel da. Sie waren regelrecht mit Martinigewehren bewaffnet und sehr gut gedrillt.

Das Fort war ein Rasenbau, spiralförmig angelegt und mit dreifachen Schießschartenreihen versehen. 1879 hat hier die Entscheidungsschlacht zwischen der englischen Armee und dem Heere des Zulukönigs Cetshwayo stattgefunden. Von dem nahen Schlachtfelde hatte man Totenköpfe geholt und die Zinnen der Umwallung damit dekoriert. Man wollte damit den etwa einmal grausig heranstürmenden Zulu Furcht einjagen. Grausig war allerdings der Anblick.

Mr. Addison war nun gerade auf dem Punkt, gegen Dinizulu vorzugehen, da kamen wir und wollten Zululand wegen Gründung von Missionsstationen durchforschen. Addison warnte uns, doch wir wollten keineswegs von unserem Vorhaben abstehen und so wurde denn das Wagnis unternommen.

Bei unserem Vordringen mußten wir den fragenden, neugierigen Zulu den Zweck unserer Reise, nach Usutu zu reiten, um Dinizulu zu sprechen, selbstredend angeben. Dieser Ruf ging uns weit voraus. Offenbar Spione! Zwei Weiße reiten durch das Land! Was sind ihre Absichten?

Als wir in die Nähe von Usutu kamen, war es schon Abend. Wir wollten übernachten und gingen in einen Kraal. Hier hieß es, wir müßten weiter nach vorne ziehen, um dort zu übernachten. Als wir das neue Gehöft erreichten, wurden wir in einen Kraal geführt. Wir verlangten nach Essen, konnten aber nichts bekommen. Die Pferde waren müde und hungrig. Ich bot einem Kaffer ein Silberstück (2½ Schilling) an. Er nahm es nicht. Da hatte man eben eine Anzahl frisch gemünzter Kupfermünzen in Umlauf gesetzt. Ich biete nun eine solche Kupfermünze an. Frisch funkelt sie. Für diese erhielt ich, was für 2½ Schilling nicht zu bekommen war, — nämlich eine Schüssel voll Maiskörner. Also, etwas doch für die Pferde!

Der Kraal war ein richtiger, alter Zulukraal, wie solche heute nicht mehr gebaut werden. Er war in einer Weise gebaut, daß er gegen Ueberfälle von Löwen Schutz bot. Das eigentliche Haus, die Kugelcalotte, war von einem kreisförmigen Dorngehege umgeben. Die Calotte tangierte an einer Stelle den Dornenkreis, so daß ein sichelförmiger Hof übrig blieb. Das Dorngehege war gegen zwölf Fuß hoch. Die Dornen waren jeweils nach innen oder außen gekehrt.

Wir saßen nun in der Kaffernhütte, von außen eingeschlossen und wie es sich später zeigte, auch gut bewacht. Die Hütte war völlig leer. Bei meinem Umhersehen entdeckte ich im Röhricht der Hütte einen glatt ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

arbeiteten Stecken. Ich zog ihn heraus. Es war ein Zuluspieß. Also doch ein Gegenstand, um in etwas ein Loch zu machen.

Wir überlegten nun und kamen zu dem Entschlusse, auszubrechen, denn daß wir in schlimmer Absicht gefangen gesetzt seien, war uns in der tiefen Nacht der Hütte sonnenklar. Zuerst mußten die Pferde mehr Futter haben. Wenn die ausgeruht und gefressen hätten, ungefähr nach 4—5 Stunden, dann wollten wir den Durchbruch unternehmen.

Zuerst machte ich mit größter Mühe in das Dorngehege ein Loch. Dann ging ich in das Tal hinab und schnitt mit dem Taschenmesser eine Bürde Gras als Futter für die Pferde ab.

Der Plan verlief ganz ordnungsgemäß. Früh morgens waren wir außerhalb des Kraales.

Doch da traten die Wächter vor und frugen: „Wo wollt ihr hin?"

„Fort!"

„Ihr habt nach Usutu verlangt und nach Usutu sollt ihr gebracht werden."

Wir mußten wieder bleiben.

Als es besser Tag geworden, ging es nach dem Königlichen Kraale Usutu.

Zuerst ging es in ein langes, enges und sehr tiefes Tal hinab. Dann durch einen Sumpf, zwischen Felsblöcken in so engen Wegen, daß man vom Pferde steigen mußte.

Am Eingange saßen 4 – 5 Zulukrieger. (Die Zulu hatten auch stehende Heere in Lagern verteilt.)

Blindekuh-Spiel. (Missionsstation Lourdes in der Kapkolonie.)

Diese Krieger schliffen Spieße an Steinen. Der Platz des Kraals war nach rückwärts von steilen Bergen abgeschlossen. Die ganze Anlage war so gewählt, daß Angriffe leicht abgeschlagen werden konnten. Der Kraal bestand ungefähr aus dreihundert Hütten.

Leider war Dinizulu nicht anwesend. Er war zu seinem Nachbar, Herrn Lucas Meyer, dem Präsidenten der „Neuen-Republic", gegangen.

Wir mußten die Unterhandlungen mit seinen Beamten führen. Guter Sitte gemäß hatten wir eine zeitlang respektvoll zu warten. — Noch immer nüchtern!"

Gegen zehn Uhr erschienen die beiden Herren. Sie hatten sich, in wörtlichem Sinne zu nehmen, offenbar in „schwarze Wichs" geworfen.

Außer dem Lendenschurz war keine Kleidung da.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Den Körper hatten sie mit irgend einem schwarzen, fettigen Stoff eingerieben, ähnlich wie Stiefelwichse. Von den anderen Zulu zeigte keiner diese Einschwärzung. Wahrscheinlich war sie unsertwegen vorgenommen. Nun begann ein Kreuzverhör. Zu welchem Zwecke, und mit welchen Absichten wir zu ihnen kommen. Wir hatten unsere ganze Beredsamkeit aufzubieten, um sie zu überzeugen, daß unsere Sendung mit der englischen Regierung in keinem Zusammenhange stehe, daß wir Lehrer des Volkes seien und Schulen gründen wollen.

Da kam die Gegenfrage, wie viel w i r ihnen zu bezahlen gedächten, wenn sie uns erlaubten, hier Schulen einzurichten.

Schließlich sagte man uns, wir sollten wieder hingehen, wo wir herkämen, und zwar sofort. Also nichts!

Wir konnten froh sein, so heil davonzukommen. Auf der Umkehr trafen wir gleich bei Usutu auf einen Store (Kramladen). Der Krämer hieß Jali Low. Hier konnten wir zwei Eier, Brot und Kaffee erhalten. Wir fragten ihn, ob er keine Angst habe, hier ganz allein in diesen politisch unruhigen Tagen zu hausen. Er meinte, die Zulus täten ihm kein Leid.

Weiter südlich hatten seine beiden Söhne ebenfalls solche Kramladen inne.

Als wir an einen dieser Kramladen kamen, hörten wir aber auch schon: Jali Low ist ermordet worden. Die Weiber vom Usutu-Kral hatten Jali Low niedergemacht und den Store geplündert.

Wir nahmen den Weg gegen die Drakensberge und gingen an diesen südlich entlang.

Wir knüpften dort am Biggarsberge die ersten Fäden zur Gründung der Station Ratschitz an. Die Station Reichenau wurde erreicht. Von hier entdeckten und besuchten wir zum erstenmal die nachher so wichtigen Stationen Czenstochau und Lourdes. Gott sei Dank, ganz umsonst war die Reise doch nicht. Die Geschichte unseres Besuches im Zululande ist aber noch nicht zu Ende.

Als Dinizulu nach Hause kam und hörte, was sich zugetragen, da kamen jene beiden Hofbeamten schlecht weg. Sie wurden getadelt und ihr Benehmen als durchaus inkorrekt erklärt. Man sagte, die Sache müsse gut gemacht werden.

So schickte Dinizulu eine Gesandtschaft nach Mariannhill und machte freundliche Anerbietungen. Diesen konnte man aber in Mariannhill nicht sofort entsprechen. Dinizulu schickte zum zweitenmal seine Abgesandten. Es war dies im Jahre 1889. Doch die jetzt einsetzenden politischen Ereignisse warfen alle Projekte über den Haufen.

Im gleichen Jahre wurde Dinizulu des Hochverrats angeklagt, schuldig befunden und für zwölf Jahre in die Verbannung auf die Insel St. Helena geschickt. 1897 wurde das Zululand als zu Natal gehörig erklärt und Dinizulu konnte wieder, aber nur als einfacher Häuptling, zurückkehren.

Er verzehrte nun seinen Jahresgehalt von zehntausend Mark in seinem Usutu. Während des Burenkrieges blieb er neutral.

Doch 1906 traten auf einmal Unruhen auf. Die Natalregierung schrieb eine Kopfsteuer aus. Diese betrug zwanzig Mark jährlich. Sie galt für alle ledigen Personen, gleichgültig, ob Engländer oder Zulu.

Wer zahlen mußte, schimpfte auch auf diese Kopfsteuer. Die ganze Bewegung ging schließlich in einen Aufstand der Eingeborenen über. Der Zuluhäuptling Bambata stellte sich an die Spitze, und es kam zu regelrechten Gefechten.

Dinizulu verhielt sich ganz ruhig. Auf Anfragen gab er lakonische Antworten, sonst tat er äußerlich nichts. Aber man bezichtigte ihn doch als den eigentlichen Störenfried.

Wieder wurde er vor ein Hochgericht gestellt, wieder verurteilt. Er wurde zu fünf Jahren Gefängnis und zur Zahlung von zweitausend Mark verurteilt.

Als die südafrikanische Union zustande kam, wurde seine Strafe dahin gemildert, daß Dinizulu erlaubt wurde, auf der Farm Rietfontein bei Middleberg in Transvaal zu leben.

Er ist inzwischen krank geworden. Sein Leiden nahm einen tödlichen Verlauf. Er starb dort am 18. Oktober 1913. Sein Leichnam wurde am Begräbnisplatz der Zulukönige zu Nobamba im Zululande beigesetzt.

In der Tat, jenes schnöde Abweisen der beiden Mariannhiller Missionare im Jahre 1887 hatte doch seine Folgen, wenigstens für die Entwicklung von Mariannhill.

Durch Gründung der Station Lourdes schob sich unser Stationsnetz hauptsächlich durch Ost-Griqualand dem Lande der Basuto zu. Für das Zululand konnte jahrelang nichts unternommen werden.

Doch die Verhältnisse sind im allgemeinen viel reifer geworden. Die europäischen Ideen fassen heute sehr leicht Fuß. Die Jugend drängt sich in die Schulen. 1879 schlugen die Zulu (im alten Stile) die Engländer. Cetshwayo, Dinizulus Vater, trug noch den Kopfring. Dinizulu, sein Sohn, aber hat sich als europäischer Gentleman in noblem Anzuge gegeben.

Der Wächter, welcher Prinz Napoleons Grab bewachte, erhielt damals jährlich einen englischen Souvereign (zwanzig Mark).

Der englische Commissioner für Zululand, Mr. Osborn, mußte aber jedes Jahr sehen, daß er von England ein frisch geprägtes Geldstück auftreibe, denn jener Kaffer nahm nur ein ganz gutes, neues, nicht abgewetztes Geldstück an.

Heute versteht der Zulu, was Geld ist; auch den Wert der Bildung lernt er schätzen. So bittet heute ein Häuptling an der Tugelamündung uns um die Gründung einer Schule, und der ehemalige Wunsch Dinizulus geht jetzt, in seinem Todesjahr, in Erfüllung.

Der Tod des Königs Dinizulu.

Vom Hochw. P. Emanuel Hanisch.

Czenstochau. — Am 18. Oktober 1913 starb zu Rietfontein bei Middleburg in Transvaal der ehemalige Kaffernfürst Dinizulu. Die englische Regierung, die nach dem letzten Kaffernaufstand im Jahre 1906 seine Absetzung und Verbannung nach Transvaal bewirkt hatte, gestattete, daß der Leichnam im Zululand, dem Lande seiner Väter, beerdigt würde.

Am 25. Oktober traf der Leichenzug mit den Ueberresten des ehemaligen Königs in Nobamba, im Zululande, ein. Hier wurde er von 2000 Eingeborenen erwartet, die im Gegensatz zu den alten Gebräuchen, wie sie bei ähnlichen Anlässen stattzufinden pflegten, in lautes Weinen und Wehklagen ausbrachen. Der Sarg wurde in die Hütte des Großweibes seines Vaters Cetshwayo gestellt, und nun kamen aus allen Teilen des Landes Abgesandte, um ihrem König die letzte Ehre zu erweisen. Ihre Zahl wuchs bald auf 7000 und darüber an.

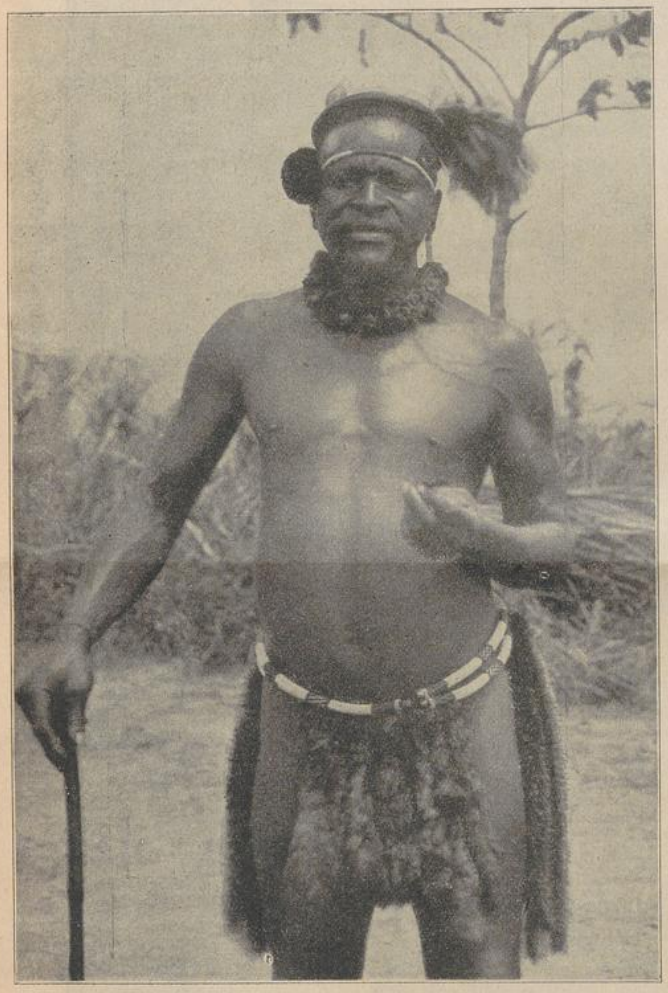
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine südafrikanische Landschaft. Bei unserer Missionstation Oetting, Natal.

Mankulumana, der erste Minister des Verstorbenen, hielt mit den nächsten Verwandten des dahingeschiedenen Königs geheime Beratungen bezüglich der Thronfolge ab. Das Resultat war, daß David, ein Sohn Dinizulus, zum Nachfolger bestimmt wurde. Rasch wurden die einflußreichsten Männer des Landes davon benachrichtigt. Da entstand ein Streit. Die öffentliche Meinung ging dahin, Dinizulu habe während seiner letzten Krankheit einen gewissen Solomon als Nachfolger bezeichnet, während des Königs Leibdiener, Lokotwayo, dieses bestritt und behauptete, dem letzten Willen seines Herrn und Königs zufolge solle David als Thronerbe gelten. Es folgten eine Reihe geheimer und öffentlicher Beratungen; das Endresultat war,

Solomon solle als rechtmäßiger Thronfolger angesehen werden.

Nun wurde für Dinizulu ein riesiges Grab aufgeworfen, groß genug, den Sarg und die zahlreichen Gegenstände zu fassen, die ihm in seine letzte Ruhestätte mußten mitgegeben werden. Der steinharte Boden erschwerte die Arbeit, das Grab konnte nicht vor Sonnenuntergang fertiggestellt werden. Nun darf aber nach uraltem Kafferngesetz ein König nach Sonnenuntergang nicht mehr beerdigt werden. Die Feier wurde somit auf



Ein Zulu-Häuptling.

den folgenden Tag verschoben. Kaum stieg am nächsten Morgen die Sonne im Osten auf, so stimmte das zahllos anwesende Volk eine Totenklage an, so maßlos und wild, daß fürwahr die Berge ringsum erdröhnten. Immer wieder und wieder erklangen aus den Jammerrufen die unsterblichen Namen der alten Zulukönige: Senzangakona, Tschaka, Mpande und Cetshwayo, denen sich zuletzt der Name des jüngstverstorbenen Dinizulu anreihte.

Zuletzt trat Mankulumana hervor und machte ein Zeichen, daß er reden wolle. Lautlose Stille ringsum. Der Beamte teilte dem erstaunten Volke mit, es sei der Wunsch des Königs gewesen, nach christlichem Ritus beerdigt zu werden; ein schwarzer, wesleyanischer Prediger bestätigte das mit der Erklärung, Dinizulu sei in den letzten Monaten Christ geworden. Man brachte den Sarg. Die schwarzen Männer, die ihn trugen, waren eigens hiefür ausgewählt worden; es waren lauter solche, deren Väter einst die früheren Zulukönige zu Grabe getragen hatten. Ndongeni, ein angesehener Beamter Dinizulus, stand mit dessen Schwert dem schwarzen Prediger gegenüber. Vier der genannten Träger betteten den König in sein Grab. Nun näherte sich der Thronerbe und warf als erster etwas Erde auf den Sarg. Ihm folgten der Reihe nach die nächsten Blutsverwandten des Königs. Den Zug beschlossen die vielen Weiber des Königs; sie kamen mit schwarzverhüllten Köpfen und getrauten sich nur kriechend dem Grabe zu nähern. Der schwarze Prediger aber ermahnte in seiner Grabrede seine Landsleute, dem Beispiele des Königs zu folgen und ebenfalls Christen zu werden.

Es mochten auch nahezu hundert Weiße zugegen sein, darunter einige Repräsentanten der englischen Regierung. Der Magistratsherr von Babanango kondolierte Mankulumana im Namen der Regierung mit den Worten: „Wir waren Zeugen eurer Gefühle beim Tode unseres großen Königs Eduard von England und können es daher nicht unterlassen, unser Beileid auszudrücken beim Tode desjenigen, den ihr euren König nanntet."

Darauf gab Mankulumana folgende merkwürdige Antwort: „Wir danken der englischen Regierung für diese Teilnahme; aber ihr Weißen seid ein Volk von großer Unbeständigkeit. Wir führten Krieg mit euch in den Tagen Cetshwayos und unterlagen, sodaß wir unsere Selbständigkeit verloren. Wir glaubten, ihr seid ein großes Volk und trauten eurem Wort, inzwischen aber fanden wir, daß ihr viele und verschmitzte Worte habt. Wir erhofften Frieden, doch es ist kein Friede, denn euch zu dienen, ist ein schweres Joch. Ich, Mankulumana, stamme an sich nicht vom Volke der Zulus ab, sondern zähle zum Stamme der Amandwandwe. Tschaka überwand uns, und heute denke und fühle ich wie die Zulus. — Dinizulu hat nicht persönlich gegen euch gekämpft und dennoch habt ihr ihn eingesperrt und seinen Tod verursacht. Hier liegt er nun, gleichwie sein Vater. Wann wollt ihr endlich aufhören, uns auf so ungerechte Weise zu behandeln?"

Das waren schwerwiegende Worte, und sie fanden bei dem schwarzen Volke ein hundertfaches Echo. Hätte nicht Mankulumana selbst energisch abgewehrt, so hätten sich die erregten Eingeborenen zu einer Demonstration verstiegen, wie man sie seit lange nicht gesehen hatte. —

Einige Tage später fand die öffentliche Proklamation Solomons zum Könige statt. Es waren über zehntausend Zulus anwesend. Sie bildeten einen großen Halbkreis; Mankulumana und Solomon standen in der Mitte. Ersterer führte mit wenigen Worten die Zuludynastie an und zeigte dann auf Solomon als den rechtmäßigen Nachfolger Dinizulus.

Die überwiegende Mehrzahl war mit dessen Er-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nennung einverstanden. Nur ein Mann erlaubte sich die Frage, ob es wohl nicht angezeigt wäre, die englische Regierung von dem Vorfall zu verständigen und ihre Zustimmung einzuholen. Dem guten Manne wäre es aber bald übel ergangen. „Was gehen uns die Weißen an? Was haben wir mit diesen zu schaffen?" erscholl es drohend von allen Seiten. Die übrigen Worte verhallten in dem donnernden Gruß: „Bayeti 'nkosi! Es lebe der König!" —

Weihnachten in Monte-Cassino.

Mit hochgespannter Erwartung sah ich der Feier des hochheiligen Weihnachtsfestes entgegen, war es doch das erste, das ich in unserer südafrikanischen Mission erleben sollte. Eis und Schnee und lange Winternächte erinnerten mich allerdings nicht an das Nahen der lieben Weihnachtszeit, im Gegenteil, es herrschte eine drückende, wahrhaft afrikanische Hitze. Doch das wurde weder von uns, noch von unseren schwarzen Schulkindern sonderlich beachtet, denn es galt die letzten Vorbereitungen für den großen Tag zu treffen; namentlich waren viele Hände gar eifrig damit beschäftigt, unserm bescheidenen Missionskirchlein ein möglichst festtägliches Aussehen zu geben. Die Schwarzen hängen gar sehr am Aeußern, und an Weihnachten sollten die Christen und Katechumenen aller unserer Außenstationen hieher nach Monte-Cassino kommen. Leider waren kurz zuvor wegen Ausbruch der Pocken mehrere Distrikte geschlossen worden, sodaß schließlich von auswärts nur fünf Lehrer und Katecheten mit ihren Schülern erschienen.

Am Tage vor Weihnachten hörte man plötzlich um 10 Uhr morgens Trommelschlag und fröhliches Jauchzen und Singen. Erstaunt fragte ich, was es denn gebe. Da hörte ich schon rufen: „Die Schulkinder von Padua kommen!" — Richtig, da kamen die guten Leute trotz der brennenden Sonnenhitze hüpfend und singend daher: Kinder und Erwachsene, Männer und Frauen, wohl gegen achtzig. Die Außenstation Padua ist etwa 60 Kilometer von hier entfernt, und die Leute waren schon Tags zuvor von dort aufgebrochen. Ein hochgewachsener Bursche führte das Kommando. Zuerst umkreisten alle unter taktmäßigem Hüpfen und Stampfen die Station, dann machten sie vor der Wohnung unseres Hochw. P. Superiors Halt und entboten ihrem geliebten Vater ein fröhliches, kräftiges „Kwazisa Baba" zum Gruß. Dann ging es zur Kirche, um dem lieben Heiland im Tabernakel durch Singen einiger religiöser Lieder ihre Freude und ihren Dank zu bekunden. Erst als sie dieser Pflicht genügt hatten, suchten sie die für sie bestimmten Kraale auf, um von den Strapazen des weiten Weges ein wenig auszuruhen.

Padua ist unsere älteste Filiale; mehrere der dortigen Christen hatten auch das Glück, am hl. Weihnachtsfeste zur ersten hl. Kommunion gehen zu dürfen, während eine Anzahl von Katechumenen am gleichen Tag die hl. Taufe empfangen sollte. Der besseren Vorbereitung wegen waren alle diese schon vor zwei Monaten hierhergekommen und hatten mit großem Eifer dem täglichen Unterrichte beigewohnt. Vom Kalender hatten sie aber noch wenig Ahnung, und so wurde ich von ihnen unzähligemale mit der Frage bestürmt: „Schwester, wann kommt denn endlich der große Tag? Wie lange müssen wir noch auf die heilige Taufe, wie lange auf unsere erste heilige Kommunion warten?" Nun war endlich der heißersehnte Tag da. Welch' eine Freude und welch' ein Jubel! Ich wollte nur, unsere geehrten Leser und Wohltäter könnten einmal Zeuge solch' einer Feier sein. —

Gegen fünf Uhr nachmittags kamen auch die andern Festgäste in langem Zuge herangemarschiert und wurden von allen Seiten aufs herzlichste empfangen. Die großen Burschen waren alle mit Holz beladen, denn die Leute wollten sich während ihres Hierseins ihr Essen selbst bereiten. Nachdem sie einen kleinen Imbiß genommen und gar schön und auferbaulich ihr gemeinsames Abendgebet verrichtet hatten, gingen sie zeitig zur Ruhe, denn alle ohne Ausnahme wollten um Mitternacht der Christmesse beiwohnen.

Wie klang doch um zwölf Uhr das Missionsglöcklein so hell und feierlich in die schweigende Nacht hinein, alle einladend, dem heiligen Meßopfer beizuwohnen

Zwei kaffrische Krieger.

und das liebe Christkind anzubeten. Im Nu waren alle da; das ganze Kirchlein füllte sich mit frommen Neubekehrten und es war rührend, den Glauben und Eifer dieser guten Leute zu sehen. Viele von ihnen blieben noch lange nach der heiligen Messe vor dem Tabernakel knien, und dennoch waren sie bei der zweiten heiligen Messe, die um vier Uhr morgens stattfand, schon wieder da, selbstverständlich auch um neun Uhr zum feierlichen Hochamt. Im Laufe des Nachmittags war noch sakramentaler Segen, wobei sie dem lieben Heiland aus innerstem Herzen heraus ihre schönsten Lieder sangen und Tags darauf kehrten sie voll Freude und Dank wieder in ihre heimatlichen Kraale zurück. Ja, das waren schöne, gnadenreiche Feiertage; das Andenken daran wird unter dem braven Volke noch lange fortleben.

Nur ein Umstand wurde allgemein bedauert: nämlich das Missionskirchlein, oder besser gesagt, unsere Kapelle erwies sich als viel zu klein, um alle die vielen Schwarzen aufzunehmen. Wir hatten zwar zuvor, um einigermaßen Platz zu gewinnen, die Bänke und das Harmonium usw. entfernt; die Leute standen dicht gedrängt, Kopf an Kopf, selbst rings um den Altar war alles besetzt, und dennoch fanden viele kein Plätzchen mehr, sondern mußten draußen bleiben. Man bedenke, wie wehe uns dieses tat, denn da waren Leute dabei, die, wie gesagt, fünfzig bis sechzig Kilometer weit hergekommen waren! —

Unser Hochw. P. Superior kann sich der Tatsache nicht verschließen, daß der Bau einer größeren Missionskirche ernstlich ins Auge gefaßt werden muß; denn unsere Mission ist gar weit ausgedehnt, und die Zahl der Christen und Katechumenen in beständigem Wachstum begriffen. Woher soll aber unsere arme Station die Mittel zum Kirchenbau nehmen? Gegen zweitausend Mark wären da unbedingt erforderlich. Nur die bekannte Mildtätigkeit unserer hochherzigen Freunde und Wohltäter kann uns da helfen. Man zeihe uns daher nicht der Unbescheidenheit, wenn wir es abermals wagen, an deren Opfersinn zu appellieren. Wer will Gott und den armen Schwarzen zulieb einen Baustein geben für die neue Kirche in Monte-Cassino?

Als Gegengabe können wir allerdings nur ein herzliches „Vergelt's Gott" anbieten; allein der Herr zahlt auch seine Zinsen und wird es sicherlich jedem überreich vergelten, was er zu Gottes Ehre im fernen Heidenland getan. Auch wollen wir und unsere schwarzen Kinder recht fleißig für unsere guten Wohltäter beten.

Meine Krankenbesuche.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner.

(Fortsetzung.)

Emaus, 15. Dezember 1910. — Gestern wollte ich wieder einmal nach dem armen Franz Maschlala sehen,

Kürbis-Ernte in Südafrika. (Missionsstation Mariatrost,)

der sich bei einem epileptischen Anfall so schreckliche Brandwunden zugezogen hatte.

Ich ging zu Fuß. Es war ein schöner, heller Sommermorgen, und ich hatte für meinen Krankenbesuch absichtlich die Morgenstunden gewählt, weil im Laufe des Nachmittags hierzulande oft recht gefährliche Gewitter aufsteigen. Im Notfalle kennt da der Missionar allerdings keinen Unterschied; er geht einfach, wenn die Pflicht ihn ruft.

Es war so still und einsam auf diesen Höhenpfaden, so recht einladend zu frommer Betrachtung und zum Rosenkranzgebet. Nur einmal begegnete ich einem berittenen Kaffernjungen, der ein zweites Pferd nebenher auf die Weide führte. Während in Natal nur besser situierte Kaffern ein eigenes Pferd haben, ist es hier, in der Kapkolonie, nichts Seltenes, daß schon ein kleiner Junge ein Pferd sein eigen nennt; auch mancher unserer Arbeiter kommt am Morgen „hoch zu Roß" hieher und kehrt am Abend als stolzer Reitersmann in seinen Kraal zurück. Dabei ist ein jeder ein Meister in der edlen

Reitkunst, einen Sattel benötigt er nicht, als Zügel dient ihm ein einfacher Grasstrick, und auf- und abgestiegen wird von der rechten Seite aus, nie von der linken.

Nach einstündiger Wanderung kam ich zu einem großen Wald, durch den ein schmaler Fußpfad tief abwärts in die Ebene führt. Im Tale fand ich einige zerstreut liegende Hütten. Die Zahl der Hütten eines Kraals zeigt sofort an, wieviele Weiber der betreffende Kaffer hat, denn jedes Weib wohnt mit ihren Kindern getrennt für sich. Je mehr Frauen der Heide hat, um so angesehener ist er bei seinem Volk; hat er nur eine, so gilt er als armer Mann, den niemand sonderlich respektiert.

Endlich kam ich zum Kraale des alten Junggesellen Franz. Ich traute meinen Augen kaum, als mir der bestrich ich die Wunden des Kranken mit Karbolöl, und ich zweifle nicht, daß er in weiteren vierzehn Tagen vollständig geheilt sein wird. Er machte sich jetzt schon nützlich durch Viehhüten und bemühte sich bei meinem Scheiden, ein Kalb in die Nähe der Hütte zu treiben, damit später die Kuh gemolken werden könne; denn eine richtige Kaffernkuh gibt nur dann ihre Milch her, wenn sie ihr Kalb, das zunächst etwas saugen durfte, unmittelbar vor sich sieht. —

Emaus, 10. Januar 1911. — Jüngst ersuchte mich ein alter Kaffer, ich möchte kommen, seine beiden Kinder zu taufen. Der Mann war noch nicht getauft, trug aber Rock und Hose, die allerdings schon manchen Strauß durchgemacht haben mußten, denn es war kein guter Fleck mehr an ihnen. Immerhin freute es mich, daß er,

Ein großer Wurf! (Schwarze Schulknaben unserer Missionsstation Czenstochau in Südafrika beim Spiel.)

Neugetaufte, den ich vor einigen Wochen in höchster Lebensgefahr angetroffen hatte, aus der Hütte entgegentrat! Er war allerdings gar schlimm zugerichtet. Die rechte Ohrmuschel war bis auf ein kleines Restchen weggebrannt, statt des rechten Auges sah man nur eine große, blutrot-gefärbte Höhle, auch die Brust wies noch eine zwei Handflächen große Wunde auf; Arm und Schulter dagegen waren geheilt, desgleichen die Lippen, und das Gesamtbefinden war ein recht gutes zu nennen. Was doch ein Kaffer, so ein unverwüstlicher Naturmensch, alles aushält! Ein Weißer wäre solchen Brandwunden sicher erlegen.

Ich gab dem Franz einen kurzen Unterricht aus dem Katechismus, den er dankend annahm. Auch ein paar schlechtgekleidete Kinder nahmen am Unterrichte teil, wobei sich namentlich ein schon etwas größeres Mädchen recht eifrig zeigte. Sie konnte das „Vater unser" auswendig, so wie die Protestanten es beten; das heilige Kreuzzeichen dagegen war ihr noch fremd. Zum Schlusse der Heide, seine Kinder nicht ohne die heilige Taufe sterben lassen wollte.

Wir marschierten zu Fuß; ich ging voraus, er kam hintendrein und versicherte wiederholt, daß seine Hütte nahe, ganz nahe liege. Um nicht die kostbare Zeit durch zwecklose Reden zu verlieren, zog ich mein Rosenkränzlein heraus und begann zu beten, doch hatte ich schon längst den ganzen Psalter fertig, als endlich die „nahe" Hütte zum Vorschein kam. Wir waren lange Zeit durch endlose Grasflächen ohne Strauch und ohne Baum gewandert und an mehreren Kaffernkraals vorbeigekommen.

Das Hüttendach meines Begleiters wies eine ungemein hohe Spitze auf, was sonst in dieser Gegend nicht der Fall ist; ein großer, weißer Hund stand unter der Türe, verhielt sich aber still und ruhig. In der Regel findet man in stockheidnischen Kraals auch die wildesten, bissigsten Hunde, so daß man getrost von den Hunden einen Schluß auf die Insassen ziehen kann. In der Hütte selbst traf ich ein noch junges Weib mit einem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kind auf dem Arm, während ein schon etwas größeres Mädchen nebenan auf einem alten Sacke saß. Die Eltern erklärten, beide Kinder seien krank und baten mich, sie zu taufen.

Da besann ich mich nicht lange, nahm Stola und Rituale und begann zunächst die Taufzeremonie bei dem Mädchen. Dieses aber hatte große Angst vor mir und zitterte am ganzen Leibe. Den meisten Schrecken schien ihm meine Brille einzuflößen. Ein weißer Mann mit vier Augen! Wer sollte sich da nicht fürchten? Schließlich ging doch alles gut, und die Kleine empfing den Namen „Augustine", den die Eltern sehr schön fanden und leicht aussprechen konnten. Die Mutter machte nun Toilette, d. h. sie suchte und fand in einem Winkel ein wollenes, stark zerrissenes Halstuch. Das wickelte sie um den Hals und glaubte nun festlich genug geschmückt zu sein, um mit Ehren der Taufe ihres zweiten Kindes beiwohnen zu können, das den Namen „Sebastian" erhielt. Will sehen, ob die beiden Kinder mit dem Leben davonkommen? Sie schienen mir recht schwach zu sein.

Auf dem Rückweg, den ich allein antrat, hatte ich noch allerlei „Begegnisse". Zuerst kam mir ein großer, wilder Hund entgegen, den ich nur mit Mühe abwehren konnte, dann ein Treiber mit sieben Ochsen, von denen zwei ohne Hörner waren. Etwas später kamen zwei berittene Kaffern auf mich zu, die mich um Tabak anbettelten. Da ich aber grundsätzlich weder rauche noch schnupfe, konnte ich ihnen auch nichts geben. Sie fragten, ob sie auf unserer Missionsstation Kartoffeln kaufen könnten, was ich bejahte. Den Schwarzen gelten unsere Kartoffeln als wahre Delikatesse, es fällt ihnen aber nicht ein, sich selbst welche zu pflanzen. Ihre Vorfahren haben das nicht getan, und darum tun sie es auch nicht. Lieber gehen sie zu den Weißen und kaufen sich dieselben um teueres Geld. So ist nun einmal der heidnische Kaffer, und es hält überaus schwer, ihn eines Besseren zu belehren.

Nach einer weiteren Strecke begegnete mir ein halbnackter, nur mit einem buntfarbigen Stück Tuch bedeckter Kaffer, der einige Ziegen vor sich hertrieb. Er bot sie mir zum Kaufe an, das Stück zu einem Pfund oder zwanzig Mark. Doch was sollte ich mit Ziegen tun? Zu guter Letzt traf ich mit einem schwarzen Reiter zusammen. Er trug einen kurzen Rock und hatte um den Kopf ein Tuch gewickelt; das zeugte schon von beginnender Kultur. So sind hierzulande alle Typen vertreten: stockheidnische Kaffern, halbbekleidete, die schon in Verkehr mit Weißen traten, auch fein aufgeputzte Gigerl, die etwa in Johannesburg oder sonst einer englischen Stadt waren, alles kann man hier sehen. Es wird den katholischen Missionaren noch ein gutes Stück Arbeit kosten, bis sich alle diese Leute zum wahren Glauben und zu guten, echt christlichen Sitten erschwingen werden.

Brave Schulkinder.

Aus Appenzell ging uns vor einiger Zeit ein so liebes Briefchen zu, daß wir nicht umhin können, es im „Vergißmeinnicht" zu veröffentlichen. Es lautet:

„Hochwürdiger Pater Missionar!

Im Auftrage meiner lieben Mitschülerinnen übersende ich Ihnen hiemit den Betrag von 10,50 Franken. Wir sind 34 Schulkinder und gehören alle zur siebenten Mädchenklasse in Appenzell. Mit Freuden bringen wir das kleine Opfer für unsere lieben Mitbrüderchen und Mitschwesterchen im fernen Afrika. Wir wollten das Geld am letzten Kirchweihfest nicht für Näschereien auslegen, obschon wir dazu Erlaubnis gehabt hätten, sondern haben es lieber für unsere schwarzen Mitbrüder zusammengespart. Nehmen Sie die kleine Gabe freundlich an, sowie sie von Herzen gespendet wird. Es grüßt Sie und die lieben Kinder in Afrika im Namen aller Mitschülerinnen

Ihre ergebene

Mina Br."

Alle Achtung vor dem rührenden Missionseifer dieser braven Kleinen, sowie vor deren Eltern und Erzieher, die ihnen sicherlich diese schöne Gesinnung eingepflanzt haben! Wer will ein Beispiel daran nehmen?

Genovefa.

Nach Christoph von Schmid.

8. Kapitel.

Rettung durch eine Hirschkuh.

Genovefa blieb mit ihrem Kinde auf dem Schoße unter dem Baume sitzen und erwartete unter Gebet und Tränen den Anbruch des Tages. Allein er brachte nur neuen Jammer. Es war ein trüber, nebeliger Herbstmorgen. Die ganze Gegend umher war rauh, wild und schrecklich anzusehen. Nichts als kahle Felsen, Dornen und wildverwachsenes Gestrüpp, nur hie und da standen einzelne Tannen und Fichten. Die Morgenluft war schneidend kalt, und zuletzt fing es gar an zu regnen und zu schneien. Genovefa zitterte vor Frost und ihr liebes Kind weinte und wimmerte vor Hunger und Kälte. Sie suchte überall umher, ob sie nicht etwa einen hohlen Baum oder eine Felsenhöhle als Obdach fände, sowie einige wildwachsende Früchte zur Nahrung. Doch nirgends fand sie ein trockenes Plätzchen, nirgends an den halbentblätterten Sträuchern eine einzige eßbare Beere. Zuletzt grub sie mit ihren zarten Fingern aus dem harten Boden einige Wurzeln aus und begann, sie zu essen.

Darauf ging sie, so matt und kraftlos sie auch war, mit ihrem Kinde auf dem Arm durch Regen und Nässe in der Wildnis weiter, ohne zu wissen, wohin. Da, als sie abermals einen felsigen Bergrücken überstiegen hatte, sah sie unten zwischen den rauhen Felsen ein kleines, freundliches Tälchen mit Bäumen und allerlei Strauchwerk. Sie kletterte hinab und erblickte in einem Felsen, der dicht mit Tannen überwachsen war, unter den überhängenden Aesten eine Oeffnung. Diese führte in eine Höhle, geräumig genug, zwei oder drei Personen einen Wohnort zu bieten. Nicht weit davon rieselte eine Quelle, hell wie Krystall aus dem Felsen hervor. In der Nähe aber standen einige Apfelbäume, allerdings ohne Früchte; auch eine Kürbisstaude rankte an dem Felsen hinauf, doch ihre Blätter waren schon verdorrt und die großen gelben Früchte bereits faul und daher nicht mehr zu genießen.

Genovefa ging mit ihrem Kinde in die Höhle hinein. Hier war sie endlich gegen Wind und Regen geschützt, doch sie zitterte noch immer vor Kälte; auch der Hunger quälte sie samt ihrem armen Kinde sehr, denn es war schon um die Mittagszeit. Da kniete sie in der Höhle nieder, legte ihr weinendes Kindlein vor sich auf den Boden und betete unter Tränen: „O du guter Vater im Himmel oben, wirf doch einen Blick der Erbarmung herab auf eine weinende Mutter und ihr hungerndes Kind! Du nährst ja selbst die Vögel des Himmels und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kleidest die Blumen der Erde, wieviel mehr uns, deine Kinder. O Vater, du hast uns soeben eine Wohnung finden lassen, sorge nun auch für die nötige Nahrung!"

Siehe, da zerteilten sich auf einmal draußen die Wolken, und die liebe Sonne schien, wie ein Gruß vom Himmel, warm in die Höhle herein. Es rauschte etwas in dem abgefallenen Laube, und plötzlich stand — eine Hirschkuh vor der Oeffnung. Das friedliche Tier, das in der menschenleeren Wildnis nie von einem Menschen verfolgt worden war, tat gar nicht scheu, sondern kam in die Höhle, die sein gewöhnlicher Aufenthalt war, herein und blieb vor Genovefa stehen. Diese erschrak anfangs vor dem Tiere, dann aber trat sie herzu und streichelte es freundlich, was sich dasselbe ruhig gefallen ließ. Nun kam Genovefa auf den Gedanken, sich und ihr Kind mit der Milch dieser Hirschkuh zu ernähren. „O Gott, wozu zwingt die Not eine arme Mutter," sagte sie und ließ ihr Kind an der Hirschkuh trinken. Das Tier, dem ein Wolf das Junge zerrissen hatte, und von der überflüssigen Milch gequält wurde, ließ es gerne geschehen. Genovefa wickelte hierauf das Kind, das jetzt schwieg und schlafen wollte, in eines ihrer Kleidungsstücke ein und legte es in eine Ecke der Höhle, wo sich ein bequemes Plätzchen hiezu fand.

Nachdem sie so für ihr Kind gesorgt hatte, dachte sie erst an sich selbst. Sie ging aus der Höhle heraus, sammelte die herumliegenden Kürbisse, zerteilte sie mit einem scharfen Kieselsteine in zwei Hälften, höhlte sie aus und wusch sie an der Quelle rein. Als sie zurückkam, fand sie das Tier ruhig in der Höhle liegend. Sie hielt ihm einige frische Kräuter vor, die sie bei der Quelle gefunden hatte. Das Tier stand auf, fraß ihr aus der Hand und zeigte sich überaus zutraulich. Nun versuchte Genovefa, die Hirschkuh zu melken. Das Tier litt es geduldig, und Genovefa füllte mehrere Kürbisschalen mit Milch. Dann fiel sie auf die Knie nieder, hob eine goldgelbe Schale voll süßer, reinlicher Milch mit beiden Händen zum Himmel und betete unter Tränen: „O Gott, nimm meine Tränen an zum Dank für diese deine milde Gabe! Ja, dein Geschenk ist diese Milch; du ließest mir mitten zwischen diesen rauhen Felsen eine klare Quelle entspringen, du fügtest es in deiner Vatergüte, daß etwa ein Vögelein den Kürbiskern in dieser Wildnis verlor, möglich auch, daß vor Zeiten ein frommer Einsiedler hier in dieser Höhle wohnte und die Apfelbäume da draußen nebst der Kürbisstaude pflanzte. Du hast dafür gesorgt, daß es mir nicht an einem Gefäße fehle, deine Gabe aufzufassen; du leitest meine Schritte zu dieser Höhle, dem Aufenthalte dieses guten Tieres. Nun darf ich mit meinem lieben Kinde nicht mehr verschmachten und kann dem kalten, nahrungslosen Winter im Vertrauen auf dich ruhig und getrost entgegensehen!"

Sie trank nun, und Tränen der Dankbarkeit träufelten in die Milch. „O welch' köstlicher Trank ist das," sagte sie gerührt, „so gut hat mir in meinem Leben noch keine Speise gemundet. Wie wenig, o Herr, wußte ich an der reichbesetzten Tafel meiner Eltern deine Gaben zu schätzen! Verzeihe mir, daß ich dir nicht besser dankte, verzeihe mir auch, daß ich den Armen nicht mehr Gutes tat. O, ich wußte nicht, wie weh der Hunger tut. Mit einer Kleinigkeit könnten oft die Reichen einem armen Menschen große Freude und süßen Trost bereiten!" —

Nachdem sie sich an der Milch recht erquickt hatte, ging sie wieder hinaus, pflückte an den Felsen und den alten Baumstämmen umher zartes Moos, sammelte sich mehrere Schürzen voll davon und bereitete dann für sich und ihr Kind in der Höhle ein weiches Lager. Dann bog sie die starken, dichten Tannenäste, die über dem Eingang der Höhle hingen, noch weiter herab, um die Höhle tunlichst gegen den Wind zu schützen. Wie ein schöner, dunkelgrüner Vorhang bedeckten nun die frischen Zweige den Eingang und verbreiteten im Inneren eine

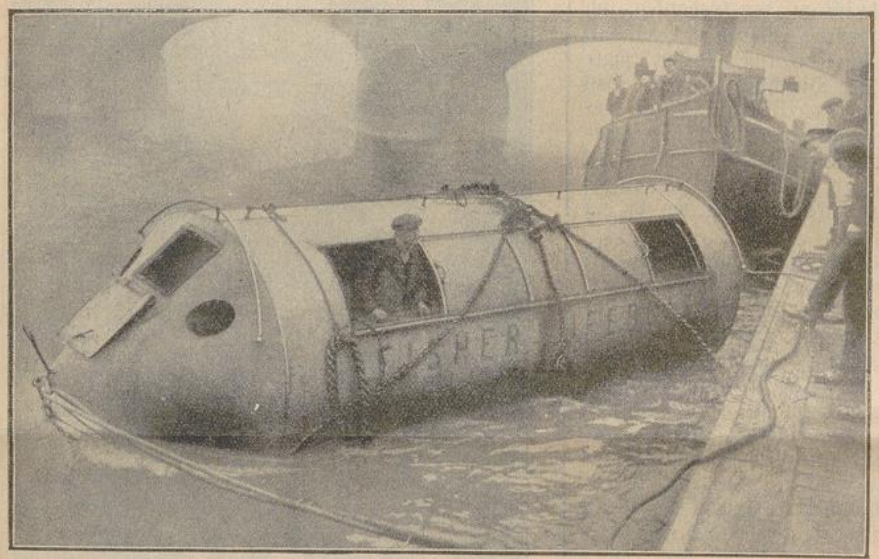
Bild und Unterschrift Kaiser Karls des Großen.
Nach dem Bilde von Albrecht Dürer im Germanischen Museum zu Nürnberg. Clichotet Berlin 08.

angenehme Dämmerung. Der warme Hauch und die Ausdünstung der Hirschkuh aber sorgten für die nötige Wärme in der stillen, einsamen Felsenhöhle.

Genovefa fühlte sich nun viel leichter ums Herz. Sie dankte Gott, daß er sie aus dem dunklen Gefängnisse errettet, ihr neuerdings das Leben geschenkt und gegen die Nachstellungen Golos eine sichere Zuflucht verschafft hatte. Wohl sah sie voraus, daß sie auch in dieser menschenleeren Wildnis noch viel zu leiden haben würde,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

allein sie dachte an ihren göttlichen Erlöser, der uns zuliebe sein Kreuz willig auf die Schultern genommen und geduldig daran gestorben. Zu ihren Füßen lag ein dürrer Stecken, der von einem Tannenaste abgefallen war. Diesen zerbrach sie in zwei ungleiche Stücke und befestigte mit einem zähen Tannenreise das kleinere Stück so an dem größeren, daß ein Kreuz daraus wurde. Sie stellte es in einer kleinen Vertiefung der Felsenhöhle, wo es am besten in die Augen fiel, auf und sprach dann vor demselben kniend: „Dieses Zeichen unserer Erlösung will ich immer vor Augen haben. Im Namen Jesu, der für uns am Kreuz gestorben, will ich mein Einsiedlerleben in dieser Wildnis beginnen. Herr, gib mir Geduld und Stärke bis zu der Stunde, in der auch ich werde ausrufen können: Es ist vollbracht!" Hierauf



Ein unsinkbares Rettungsboot. Clichotek, Berlin 68.

Eine für das Rettungswesen auf dem Meere äußerst wichtige und segensreiche Erfindung wurde vor einigen Tagen auf der Themse in London vorgeführt. Sie stellt ein unsinkbares Rettungsboot dar, das, ähnlich wie ein Unterseeboot, gegen Wasser vollständig abgeschlossen werden kann. Auch der stärkste Seegang kann ihm nichts anhaben und dürfte es daher zur Rettung von Menschenleben sehr geeignet sein.

legte sie sich zur Ruhe nieder. Ihr Kind schlief zunächst an ihrem Herzen und die treue Hirschkuh, die sie nicht mehr verließ, ruhte zu ihren Füßen. — —

* * *

Genovefa lebte fortan als wahre Einsiedlerin. Der Winter verfloß, es kamen Frühling und Sommer und machten wieder dem Herbste und Winter Platz, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Wohl fühlte sich die junge Frau oft recht einsam und pflegte dann zu sagen: „Wie glücklich sind doch die Menschen, die bei einander leben, miteinander reden und Freud und Leid sich gegenseitig mitteilen können! Nur schade, daß sie dieses Glück oft gar nicht achten, ja einander vielfach das Leben verbittern!" Sie gewöhnte sich nun daran, immer mit Gott umzugehen und im Herzen mit ihm zu reden, so daß ihr in diesen trauten Gedanken und frommen Gesprächen die Stunden wie Augenblicke verflossen.

Am meisten bedauerte sie, daß sie keine geregelte Arbeit hatte. Denn außer der Pflege ihres Kindes, dem Ausgraben von Wurzeln und Einsammeln verschiedener Waldfrüchte gab es für sie keine Beschäftigung. „Die Menschen beklagen sich oft über die Arbeit," sagte sie, „ganz mit Unrecht. Arbeit ist für uns Menschen eine wahre Wohltat, denn der Mensch ist zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Flug." — Auch ein gutes Buch vermißte sie oft sehr: „Wie manche Stunde könnte ich mit Lesen zubringen," dachte sie, „doch Gottes Werke sind auch ein Buch, worin man lesen kann". Sie fing nun an, die ganze Natur viel aufmerksamer zu betrachten, als sie das früher getan, und bewunderte fortan im kleinsten Blümlein und buntgefärbten Käferchen die Spuren der Weisheit und Güte Gottes. Jetzt wurde ihr auch klar, warum der liebe Heiland so viele Gleichnisse aus der Natur genommen, von der Sonne, die der himmlische Vater aufgehen läßt über Gute und Böse, von den Vögeln des Himmels und Blumen des Feldes, die er kleidet und nährt, von dem Wasser, das in uns zur Quelle wird und fortquillt ins ewige Leben, von dem Hause, das auf einem Felsen gebaut wurde, von den Dornen und Disteln, an denen man vergebens Feigen und Trauben sucht usw. Wohl kam ihr dabei auch das Verlangen, wieder einmal eine Kirche besuchen zu können, darin das Wort Gottes zu hören und die hl. Sakramente zu empfangen. Doch da ihr diese Gnade versagt war, trachtete sie, selber durch Reinheit und Unschuld des Herzens zum lebendigen Tempel Gottes zu werden, und es gab keinen Baum und keinen Fels, wo sie nicht zeitweilig gekniet und gebetet hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod hat seine Schrecken verloren

seit den Tagen, da das Kreuz auf Golgatha in den Stürmen, die allvernichtend beim Erlösertod über das Weltall fegten, den Ruf des Lebens hinausklingen ließ in die Welt: Das unerbittliche Walten des Geschicks ist niedergesunken vor dem Besieger des Todes. Der Tod des Christusmenschen ist nicht der, wie ihn Pred. XII, 1—7 schildert und wie es der katholische Dichter Arno von Walden in die klingendsten, wunderbarsten Rythmen umgesetzt hat:

Es schaudert ein Lied durch die einsame Nacht:
Wach' auf, o Wächter, im hohen Turm'!
Denn die Lüge sie thront, und der Kampf ist entfacht,
Der Kampf um das Leben, der ringende Sturm!
Hörst du den Engel in Wolken schon gleiten?
Brausend mit Macht
Ueber die Nacht
Künden die Lieder von weinenden Zeiten.
Denn der Mandelbaum blüht,
Und die Silberschnur reißt und die Ampel verglüht,
Aufgehen die goldenen Schleifen,
Und auf Bergen und einsamen Höhen streifen

Die Wogen der Menschen, die weinen und beben,
Wehklagend ums tote, versunkene Leben.
Und die Palmen, sie neigen sich wehetrunken,
Und die Täler liegen in Schlummer versunken,
Horch, an der Zisterne schrillt brechend das Rad,
Denn der Einsame naht,
Der Ueberwinder,
Der da fröstelnd stürzet des Lebens Kinder,
Hinschreitend durchs welke Laub,
Getaucht die Stirne ins Abendrot,
Umschauert von Nebel und Staub — — —
Der König Tod . . .

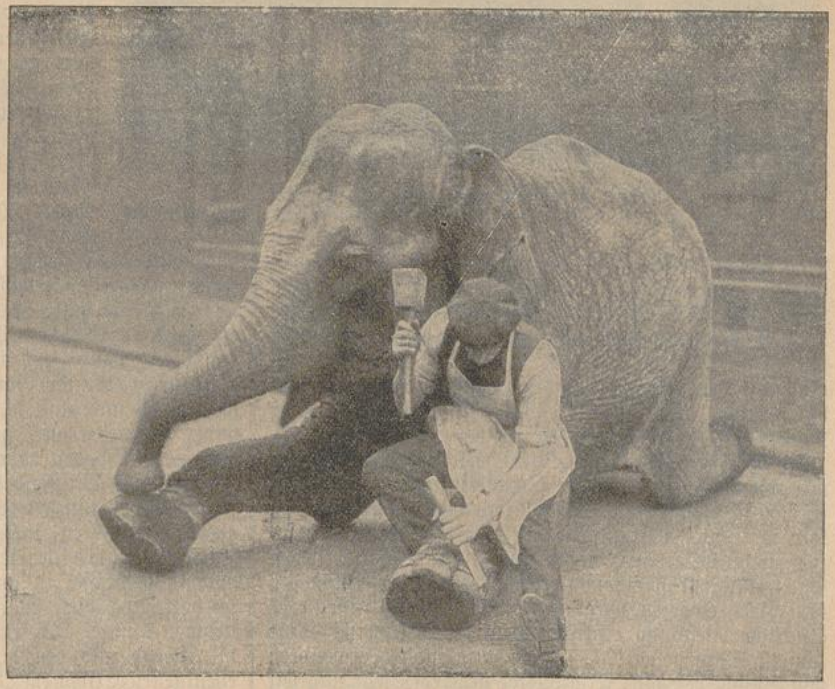
Das ist der Tod als furchtbare Notwendigkeit, kaum viel verschieden von der Idee der Griechen, die auch händeringend der Gewalt des „Thanatos" gegenüberstanden. Doch das Christentum zertrat diesen Tod; ihm ist der Tod wohl auch „der Sünde Sold", wie er es im alten Testamente war, aber darüber weit, weit hinaus der Uebergang zum Leben des ewigen Lichts — zur Unendlichkeit.

Gehet zu Joseph!

Ein Student aus der Schweiz schrieb u. a. folgendes: „Ich bin seit längerer Zeit nierenleidend, dazu gesellten sich im Laufe des letzten Wintersemesters noch neurasthenische Erscheinungen, so daß ich befürchtete, meine Studien aussetzen zu müssen. In meiner Not empfahl ich mich dem Schutze des hl. Joseph, empfing fleißig die heilige Kommunion und versprach im Falle der Erhörung ein kleines Missionsalmosen nebst Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht". Mein Gebet wurde erhört; denn mein Gesundheitszustand verbesserte sich derart, daß ich fortwährend meinen Studien obliegen konnte und sämtliche oft recht schwierige Prüfungen bestand. Darum sage ich heute dem hl. Joseph öffentlich meinen pflichtschuldigen Dank und ermahne jeden, der in Not ist, sich recht vertrauensvoll an diesen großen Heiligen zu wenden."

Ein Abonnent unseres Blättchens schreibt: „Ich war in Sorge, meine Tochter würde ihre Staatsprüfung nicht bestehen und versprach daher eine Novene zu Ehren des hl. Joseph nebst einem Almosen für die Mariannhiller Mission. Es ging alles recht gut, drum Dank dem lieben hl. Joseph." — Mein Bruder, der in der Fremde weilte, wurde längere Zeit arbeitslos und mußte daher von uns unterstützt werden. Das war für meine Eltern eine große Sorge. Da begann ich eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und des hl. Antonius, und siehe, schon wenige Tage darauf erhielt mein Bruder eine Stelle in einem größeren Haus. Ich sage dem hl. Joseph herzlichen Dank und lege 10 Franken als Missionsalmosen bei. Veröffentlichung war versprochen." — „Mein Vater, Joseph mit Namen, lag schwerkrank im Spital. Jedermann zweifelte an seinem Aufkommen, weshalb man ihm nachts um ein Uhr, — es war gerade sein Namenstag — die heilige Wegzehrung reichte. Ich aber betete recht vertrauensvoll für meinen Vater zu dessen heiligen Namenspatron, und von jener Stunde an besserte sich das Befinden des Kranken, so daß er bald wieder gesund zu uns zurückkehren konnte. Auch meinem Bruder, der fünf Wochen lang an einem schlimmen Beinleiden darniederlag, wurde nach Anrufung des hl. Joseph geholfen, und zwar ohne Operation." —

„Nachdem ich schon lange in einem gewissen Anliegen zum hl. Joseph gebetet hatte, ohne Erhörung zu finden, versprach ich, zu Ehren der sieben Freuden und Schmerzen der allerseligsten Jungfrau Maria und des hl. Joseph an sieben aufeinanderfolgenden Sonntagen die heiligen Sakramente zu empfangen. Ich wurde sofort erhört und sage daher der lieben Himmelsmutter und dem hl. Joseph öffentlich Dank." Ein Priester, durch langes, ernstliches Unwohlsein gänzlich an der Erfüllung seiner Berufspflichten gehindert, hielt zu Ehren des hl. Joseph drei Novenen, namentlich in der Absicht, während der vier Weihnachtsfeiertage seinen Obliegenheiten nachkommen zu können. Schon nach der ersten Novene fühlte er sich bedeutend besser, und jene Feiertage gingen sehr glücklich vorüber. Seither aber hat er eine noch größere geistige Gnade erhalten, weshalb er dem guten heiligen Vater Joseph seinem Versprechen gemäß öffentlich seinen herzlichen Dank ausspricht. — „Mein Bruder, der infolge unglücklicher Heirat und finanzieller Schwierigkeiten dem moralischen Untergange nahe war, wurde durch die Fürbitte des hl. Joseph wieder auf bessere Wege gebracht. Ich selbst traf am Schutzfest des hl. Joseph eine glückliche Brautwahl, weshalb ich jeden Mittwoch zu seiner Ehre die heilige



„Hühneraugenoperation" an einem Elefanten. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.

Kommunion empfange und eine gewisse Andacht halte. Lege auch aus Dank eine kleine Missionsgabe bei." —

„Mein Bruder, der in Frankreich arbeitete, war in gänzlicher Unkenntnis der Verhältnisse von gewissenlosen Agenten für die französische Fremdenlegion angeworben worden. In der Nacht vor Abfahrt des Schiffes, das ihn mit verschiedenen anderen nach Algier bringen sollte, gelang es ihm, zu entfliehen. Er überkletterte die mehrere Meter hohe, von Soldaten bewachte Mauer des Gefängnisses und gelangte, stets bei Nacht

Wenn's Mailüfterl weht! Von Th. Brauer.
Leipziger Klischee-Zentrale, Breitkopfstraße 18.

seine Flucht fortsetzend, wieder glücklich bis zur deutschen Grenze. Er hatte mir damals seine verzweiflungsvolle Lage geschrieben und um eine Unterstützung gebeten. Aufgemuntert durch die verschiedenen Gebetserhörungen, die ich im „Vergißmeinnicht" gelesen hatte, wandte ich mich mit dem Versprechen der Veröffentlichung an den hl. Joseph, und in kürzester Frist kam mein lieber Bruder wieder wohlbehalten in der Heimat an." — „Als kaufmännisch Angestellter hatte ich längere Zeit mit ganz außergewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, so daß ich zuletzt alle Schaffensfreudigkeit verlor.. Da kam mir das „Vergißmeinnicht" zur Hand, das ich sofort abonnierte; auch nahm ich mir vor, täglich sieben Vater unser nebst einem kleinen Verschen zu Ehren des hl. Joseph zu beten, worauf in meinen Verhältnissen eine glückliche Wendung eintrat. Dem hl. Joseph sei dafür tausend Dank gesagt!" — „Ich hatte einen Verwandten von Stand, der ganz religionslos geworden war und seit zwölf Jahren keine Kirche mehr besuchte. Alle meine Vorstellungen beantwortete er nur mit Achselzucken und einem spöttischen Lächeln. Als ich ihn an Ostern ermahnte, zur heiligen Beichte zu gehen, fragte er lachend: „Wer will mich dazu zwingen?" Ich aber betete viel für ihn zu U. L. Frau von der immerwährenden Hilfe und zum hl. Joseph. Die Osterzeit ging vorüber, er beichtete nicht, ging aber mit hängendem Kopf herum. Er reiste wieder ab, denn er ist ein höherer Beamter, doch schon nach drei Tagen schrieb er mir, er wolle eine Generalbeicht ablegen, ob ich ihm keinen Rat wüßte. Ich eilte zu ihm und vermittelte ihm einen Beichtvater an einem großen Wallfahrtsorte. Welch eine Freude! Unter Tränen ging er nach der Beichte zum Tische des Herrn. Lob und Dank sei Gott und seinen Heiligen!"

Andere Danksagungen lauten: „Innigen Dank dem hl. Joseph für die Auffindung eines geeigneten Wohnortes für einen kränklichen Priester, für die Heilung von einem schweren Kopfleiden, für die Genesung eines schwerkranken Familienvaters, für eine glückliche Entbindung, für die Heilung eines Augenleidens, für Schutz gegen verleumderische Angriffe bösgesinnter Menschen, für die Abwendung eines Unglückes im Stall, für Hilfe in einem Blasenleiden, für den glücklichen Verlauf einer schweren Operation usw. usw.

Eine Laienschwester in Tirol, die seit ihrer Kindheit an starken Kopfschmerzen zu leiden hatte, wurde von einer Mittelohr-Entzündung befallen. Man fürchtete zu einer gefährlichen Operation greifen zu müssen, doch nach vertrauensvoller Anrufung des hl. Joseph heilte das Ohr ohne einen operativen Eingriff. Tausend Dank dem guten hl. Joseph! — Eine langjährige Vergißmeinnicht-Leserin schreibt: „Ich wurde wiederholt aufgefordert, mich an einem Geschäfte zu beteiligen. Die Bedingung war: persönliche Mitwirkung und die Einlage von 20000 Mark. Ich traute der Redlichkeit des Geschäftsinhabers, mußte aber bald, nachdem ich den genannten Betrag eingezahlt hatte, zu meinem Schrecken gewahren, daß ich es mit unehrlichen Leuten zu tun hatte. Es kam zu einem Prozeß, und ich stand in Gefahr, all mein Geld zu verlieren. Da nahm ich meine Zuflucht zum göttlichen Herzen Jesu, zur lieben Mutter Gottes und namentlich auch zum hl. Joseph und zum hl. Antonius. Und siehe, es ging wider Erwarten alles gut, so daß ich mit einem unbedeutenden Schaden davonkam. Aus Dank will ich nun ein größeres Missionsalmosen spenden."

„Mein Mann wurde plötzlich versetzt. Nun hatte ich aber seit Jahren neben meiner Haushaltung einen Kleinhandel betrieben, so daß mich der unerwartete Wohnungswechsel in große Verlegenheit brachte, denn ich hatte noch viele Waren auf Lager, die ich nicht mitnehmen konnte. Ich setzte nun mein Vertrauen auf den hl. Joseph und den hl. Antonius und versprach, den eventuellen Erfolg im „Vergißmeinnicht" veröffentlichen zu lassen. Meine kühnsten Erwartungen wurden weit

übertroffen, denn innerhalb vierzehn Tagen hatte ich meine Sachen mit Gewinn verkauft." — „Meine Nichte, die in Dienstverhältnissen stand, wurde durch ein Fuß-leiden arbeitsunfähig und mußte ins Krankenhaus, dazu gesellte sich noch ein Brustleiden, das jeder ärztlichen Hilfe spottete. In dieser Not wandte ich mich an U. L. Frau von der immerwährenden Hilfe, sowie an den hl. Joseph und den hl. Antonius mit dem Versprechen, ein Missionsalmosen als Antoniusbrot zu geben. Noch am gleichen Tage trat bei meiner Nichte eine wesentliche Besserung ein, so daß ich mich mit Freuden beeile, mein Versprechen zu erfüllen."

„Ich hatte mich voriges Jahr einer schweren Magenoperation zu unterziehen. Es ging alles gut und ich schreibe dies der Fürbitte U. L. Frau von Lourdes, sowie des hl. Joseph und des hl. Judas Thaddäus zu. Aus Dank stiftete ich für eine Lourdes-Grotte in der Mariannhiller Mission eine Muttergottes-Statue und lege heute neuerdings 10 Kronen als Weihnachtsgeschenk für die armen Negerkinder bei." — „Anfangs Mai v. J. warf mich eine schwere Krankheit darnieder. Man holte mehrere Aerzte, doch keiner konnte mir helfen. Da nahm ich meine Zuflucht zur unbefleckten Empfängnis, sowie zum hl. Joseph und zum hl. Antonius, während mein Vater ein Heidenkind kaufte. Seitdem ging es nach einigen Rückfällen wieder besser. Ein kleines Almosen als „Antoniusbrot" liegt bei." — „Herzlichen Dank dem hl. Joseph für ein glücklich bestandenes Examen und guten Geschäftsausgang. Mögen alle sich recht vertrauensvoll dem heiligen Joseph anempfehlen. Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht" nebst einem größeren Missionsalmosen war versprochen." — „Meine Schwester lag krank darnieder, ich selbst aber war zu schwach, der schwierigen Haushaltung vorzustehen. Da hielt ich mit den Kindern meiner Schwester eine Novene zur lieben Gottesmutter, sowie zum heiligen Joseph, dem hl. Antonius und Judas Thaddäus, und siehe, schon nach wenigen Tagen konnte meine Schwester wieder die gewöhnlichen Arbeiten im Hause verrichten. Ich lege fünf Mark als Missionsalmosen bei zu Ehren des hl. Joseph, der mir auch in einem schweren Seelenleiden geholfen." — Eine Familie war in Sorge, ihr Sohn, der beim Militär war, möchte sittlichen Schaden nehmen. Ein zweiter Sohn wurde ohne alle Schuld arbeitslos. Die Familie betete zum hl. Joseph, zum hl. Antonius und für die armen Seelen und fand in beiden Anliegen Erhörung; der eine Sohn kam unverdorben vom Militär zurück, der andere fand bald lohnende Arbeit."

Ein Priester schreibt: „Im letzten Frühjahr fühlte ich die Anzeichen eines gefährlichen Lungenspitzenkatarrhs, woran ich schon vor Jahren zweimal gelitten hatte. Ich verrichtete zu Ehren des hl. Joseph eine Novene, gelobte in einer Josephskirche oder -kapelle eine heilige Messe und im Falle der Erhörung die Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht". Bald besserte sich mein Gesundheitszustand wieder, so daß ich ungehindert meinen Pflichten in der Seelsorge und Schule obliegen konnte." — Viele andere Berichte können wir wegen Mangel an Platz nur kurz erwähnen. Sie alle rühmen die Macht der Fürbitte des hl. Joseph, und zwar in den verschiedensten Anliegen, z. B. in Geldsachen, bei der Bewerbung um eine Anstellung, in schweren Seelenleiden, bei der Bekehrung eines Familienvaters, der die heiligen Sakramente nicht mehr empfangen wollte, in einem schweren Beinleiden, bei der Bewahrung vor einer gemischten Ehe, bei der Bestehung einer Meisterprüfung, bei der Erkrankung eines Sohnes an einer Lungenentzündung, bei gefährlichen Operationen, bei der Vermietung einer Wohnung, in Zahnschmerzen, bei der Bekehrung eines auf Abwege geratenen Bruders, in strittigen Rechtsfragen, in verschiedenen Leiden und Krankheitsfällen wie Ischias usw. Bei vielen anderen müssen wir uns mit der bloßen Ortsangabe begnügen. Ich schließe mit dem bekannten Satze der hl. Schrift: „Gehet zu Joseph, ihn hat der Herr gesetzt über sein ganzes Haus!"

Die Erwerbstätigkeit der deutschen Frauen. (Text S. 119.) Clichotek, Berlin 68.

Wer hat Lust, in die Mariannhiller Mission einzutreten?

Gesunde, kräftige junge Leute, welche Beruf zum Ordensstande haben und in der Mission ihre Kräfte zum Heile der Seelen verwenden wollen, mögen sich wenden an das Mariannhiller Missionshaus St. Paul, Post Walbeck, Rheinland. Applikationen sind beizufügen: Tauf- und Firmschein, ärztliches Gesundheitsattest, Sittenzeugnis des Seelsorgers und eventuelle Arbeits- und Studienzeugnisse.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der hl. Antonius hat geholfen.

„Mir war ein Geschäftsbuch abhanden gekommen," schreibt eine Abonnentin, „und ich konnte es nicht wieder finden, obschon ich es vier Wochen lang an allen nur denkbaren Plätzen suchte. Natürlich fiel es mir sehr schwer, meinem Chef gegenüber den Verlust des so wichtigen Buches einzugestehen. In meiner Not begann ich eine Novene zu Ehren des hl. Antonius und des hl. Joseph, deren Hilfe ich noch niemals vergebens angerufen habe. Mein Vertrauen wurde glänzend belohnt, denn schon am zweiten Tag der Novene fand sich das Buch wieder. Den beiden lieben Heiligen sei innig Dank gesagt für ihre Hilfe!"

Ein armes Dienstmädchen dankt dem hl. Antonius und den armen Seelen für treue Hilfe in wichtigen Anliegen: Befreiung von einem Dienste, in dem sie großen sittlichen Gefahren ausgesetzt und ihrer Sonntagspflicht nicht mehr genügen konnte, Schutz gegen die Nachstellungen eines sittenlosen Menschen und Bewahrung vor einer unglücklichen Ehe.

Eine Mutter läßt sich also vernehmen: „Mein Sohn machte mir längere Zeit hindurch schweren Kummer; er war trotzig und ungehorsam und vergriff sich wiederholt an fremdem Gute. Ich begann nun eine Novene zu Ehren des hl. Antonius, opferte neun heilige Messen auf und betete täglich den heiligen Rosenkranz. Zu meiner Freude kann ich beifügen, daß sich seitdem mein Sohn bedeutend gebessert hat. Veröffentlichung im „Vergißmeinnicht" war versprochen, desgleichen gelobte ich zu Gunsten der Mission ein kleines Almosen als Antoniusbrot zu spenden."

Wert der Menschenseele.

Nach Msgr. John Vaughan, S. J.

Ein frommgläubiger Mensch bewegt sich unter Wirklichkeiten, während die anderen nur leeren Schatten und Phantomen nachjagen. Der wahre Christ schätzt jedes Ding nach seinem eigentlichen Wert; er prüft seine ganze Umgebung, sein Adlerblick schweift von Pol zu Pol und sein scharfes, von übernatürlichem Gnadenlicht erleuchtetes Auge sieht unter der Unzahl mannigfachster Dinge und Objekte eigentlich nur eines von wahrem, ewig dauerndem Werte, einen Gegenstand, so groß, daß er hienieden einfach ohne Rivalen ist. Mit dem großen Dichter ruft er aus: Auf Erden ist nichts groß als der Mensch, und im Menschen ist nichts groß als sein Geist, oder besser gesagt, seine Seele.

Eine einzige Seele, und wäre sie auch die eines armen, zerlumpten, mißgestalteten und ausgesetzten Kindes, ist mehr wert, als ganze Städte und Königreiche zusammengenommen, mehr als vornehme Throne, Dynastien und Adelsgeschlechter, mehr als die Sonne und der Mond und die Millionen funkelnder Sterne und Welten, die in wundersamer Pracht am nächtlichen Himmel glänzen und Gottes Macht und Ehre verkünden. Von allen geschaffenen Dingen auf Erden lebt die Seele allein ein originelles Leben. Sie allein ist unsterblich und unvergänglich; alles andere geht vorüber, muß fallen, verwelken und aufhören zu sein. Der härteste Fels, das widerstandsfähigste Metall, selbst der Diamant muß sich auflösen. Alles, was um uns herum existiert, trägt eine von der Hand des Allmächtigen aufgeprägte Inschrift, und diese lautet: Schwäche, Wechsel, Gebrechlichkeit, Auflösung, Tod. Die einzige Ausnahme hievon bildet die Seele; sie, und sie allein, überlebt alles. Nationen kommen und gehen, Königsgeschlechter stehen auf und sinken nieder, die Berge werden in Trümmer gehen, die Meere und Flüsse verdunsten, und selbst die Sterne vom Himmel fallen, das ganze Universum wird aufgelöst und umgewandelt werden, denn es wird ein neuer Himmel sein und eine neue Erde. Mitten in dieser universellen Auflösung und Umwandlung aber wird die Seele ihre Jugendschönheit beibehalten und in alle Ewigkeit keine Vernichtung kennen.

Wer vermag die Größe und den Wert, die Schönheit, Anmut und Liebenswürdigkeit einer im Gnadenstand befindlichen Seele auch nur annähernd zu schildern? Ist sie doch erschaffen nach dem Bild und Gleichnisse Gottes! Allerdings tragen alle Dinge dieser Welt mehr oder weniger den Stempel der Größe und Güte Gottes an sich, der sie schuf. Das endlose Weltmeer in seiner erhabenen Majestät ist uns ein Bild seiner Unermeßlichkeit, die milde, reine Frühlingsluft spricht von seiner Vaterliebe und Güte, das funkelnde Sternenheer verkündet uns seine Pracht und Schönheit, nicht minder die tropische Mittagssonne in ihrem Lichtmeere und ihrer Glut. Die Natur in allen ihren Formen, nicht minder die Kunst und Poesie, Gesang und Musik in der Mannigfaltigkeit ihrer Melodien und Harmonien scheinen Gottes allseitigen Namen zu lispeln, doch alle zusammen können uns nicht so viel vom Herrn offenbaren als eine einzige Menschenseele im Gnadenstande, falls sie nur befähigt wäre, sich selbst zu betrachten und in ihrer Wesenheit zu durchschauen, wie wir das eines Tages zu tun hoffen in unserem ewigen Heimatlande, im Himmel oben.

Stelle die ganze sichtbare Schöpfung auf die eine Seite, reihe Sterne an Sterne, und Welt an Welt, bis der Geist ermüdet und die Sinne dir versagen, und lege zuletzt diese ganze Fülle von Reichtum und Schönheit auf die eine Wagschale und auf die andere eine einzige Seele im Schmucke der heiligmachenden Gnade, und die letztere wird an Wert alles überwiegen, denn die Theologen sagen: Ein einziger Grad der göttlichen Gnade überwiegt alle Schätze der Natur.

Herr, gibt uns die Gnade, daß wir den Wert der unsterblichen, mit Christi Blut erkauften Seele einigermaßen richtig zu schätzen wissen! Welch' mächtiger Antrieb wird das sein, unsere eigene Seele zu heiligen und mitzuwirken an der Seelenrettung unserer Mitmenschen.

(Fortsetzung folgt.)

Kinder im Fegfeuer.

Als die hl. Perpetua nach vielen Martern verurteilt war, von wilden Tieren zerrissen zu werden und mit anderen im Gefängnisse lag, hatte sie ein Gesicht über ihren Bruder Dinokrates, der als ein Kind von sieben Jahren gestorben war. Sie erzählt das Gesicht mit folgenden Worten: „Als wir alle im Gebete waren, hörte ich eine Stimme, welche den Namen meines verstorbenen Bruders Dinokrates nannte, daß ich für ihn beten sollte, was ich auch tat. Die folgende Nacht hatte ich nun im Kerker dieses Gesicht: „Ich sah Dinokrates aus einem dunklen Orte, wo noch mehrere andere waren, heraustreten, erhitzt, atemlos und mit Schweiß bedeckt. Sein Gesicht war blaß, schmutzig und blutete noch aus der Wunde, an welcher er gestorben war. Seine Wangen waren von einem Krebsgeschwür zerfressen, so daß er fürchterlich anzusehen war. Zwischen mir und ihm war

eine große Kluft, welche mich hinderte, zu ihm zu kommen. Neben ihm war ein Brunnen voll Wasser, der Rand aber viel höher als er, obwohl er sich auf die Fußspitzen stellte, um zu trinken. Ich war sehr betrübt, daß der Knabe nicht trinken konnte, und wachte auf. Ich verstand, daß mein Bruder noch leide, aber hoffte, ihm Linderung verschaffen zu können. Ich betete daher für ihn die ganze Zeit, bis wir ins Lager geführt wurden; denn wir waren für die Schauspiele bestimmt, welche dem Kaiser Geta zu Ehren im Lager gegeben werden sollten. Ich fuhr fort zu beten und zu flehen Tag und Nacht. An dem Tage, da wir gegeißelt wurden, hatte ich wieder ein Gesicht. Ich sah jetzt den dunklen Ort, wo ich Dinokrates erblickt hatte, erleuchtet. Der Knabe war mit einem schönen Kleide angetan, sein Leib war frisch und sauber. Die Wunde in seinem Gesichte war geheilt und man sah nur noch eine Narbe. Der Rand des Brunnens war so niedrig, daß der Knabe das Wasser leicht erreichen konnte; auf dem Rande stand auch eine Schale voll Wasser. Nachdem er seinen Durst gelöscht hatte, lief er vom Brunnen hinweg, um zu spielen, wie es Kinder machen." So die heilige Perpetua.

Von anderen Kindern im Fegfeuer haben wir weniger ausführliche, aber doch einige Nachrichten. Die ehrwürdige Franziska vom heiligsten Sakramente erzählt von einem vierzehnjährigen Mädchen, welches ins Fegfeuer kam, weil es nicht ganz ergeben in Gottes heiligen Willen gestorben war. Die gottselige Lindmayer hatte einen Neffen namens Ignaz, der in einem Alter von nur vier Jahren starb. Nach einigen Tagen erschien ihr derselbe ganz traurig, mit einem schlechten Röcklein bekleidet. Gott offenbarte ihr, daß der Knabe schon verständig genug gewesen sei, um einiges Böse zu tun. Sie betete für ihn, und am folgenden Tage trug ihn sein Schutzengel in den Himmel. Sie erblickte auch viele andere Kinder zwischen vier und sieben Jahren im Fegfeuer.

Die Erwerbstätigkeit der deutschen Frauen.

(Siehe Bild Seite 117.)

Die Zahl der erwerbstätigen Frauen im Deutschen Reiche nimmt von Jahr zu Jahr zu und betrug nach der letzten amtlichen Erhebung bereits 30,37% der gesamten, 32 871 000 Köpfe zählenden weiblichen Bevölkerung Deutschlands. Wie unsere Statistik zeigt, ist die größte Anzahl der Frauen in der Landwirtschaft tätig, in welcher ja von altersher die Frauenarbeit eine große Rolle gespielt hat. Auch die Zahl der Industriearbeiterinnen hat eine respektable Höhe erreicht.

Aus den Schatzkammern der Erde.

(Jährliche Goldgewinnung.)

Mag auch die Welt des Altertums in einzelnen Kulturzentren mit Edelmetallen sozusagen überladen gewesen sein, so hat doch die Ausbeute daran wohl kaum jemals einen solchen Umfang erreicht wie in unseren Tagen. Wurden doch im Jahre 1910 sage und schreibe 701 018 Kilo oder 701 Tonnen Gold im Werte von 1 956 560 000, also nahezu 2 Milliarden Mark gewonnen.

Um diesen Schatz von gelbem Edelmetall zu transportieren, wäre ein mit wenigstens zwei Lokomotiven bespannter und aus 56 Doppelwagen bestehender Güterzug nötig! Jeder Wagen dürfte nichts als Goldbarren tragen, weil als höchstes Ladegewicht unserer gewöhnlichen Güterwägen nur 12 500 Kilogramm zugestanden werden.

Transvaal lieferte 1910 für sich allein 234 342 Kilogramm von dem dämonisch-schönen Metalle, eine Gewichtsmenge, welche (größer noch als die der berühmten „Nadel der Kleopatra") genügen würde, um selbst den 22,83 Meter hohen Obelisken vom Tempel von Luksor, der nun auf der Place de la Concorde in Paris aufgestellt ist, buchstäblich mit purem Golde aufzuwiegen.

Briefkasten.

In der zu Monte-Cassino in Rhodesia gehörenden Außenstation „Mariawald" ist eine schöne Statue der schmerzhaften Muttergottes und ein Glöcklein angekommen. Der Hochw. Pater Bonaventura Jäckel, Superior von Monte-Cassino, läßt dafür danken und sagt den edlen Spendern und Spenderinnen ein herzliches „Vergelt's Gott". Einen näheren Bericht will er später senden.

Die schöne Fahne aus Kirchdorf a. d. Krems erhalten. Herzl. Vergelt's Gott!

Münstermaifeld: 30 Mk. zu Ehren des hl. Joseph dkd. erhalten.

Dünfus: 21 Mk. für ein Heidenkind erhalten.

Centralia-Iowa: 53 Dollars zu Ehren des hl. Joseph und hl. Antonius erhalten. Vergelt's Gott!

Jersey-City, N.-J.: 10 Dollars von A. B. dkd. erhalten.

St. Blasien: 50 Mk. für 2 Heidenkinder Karl Jos. und Franz Xaver dkd. erhalten.

Nr. 690: Betrag von 21 Mk. dkd. erhalten. — Passau: Betrag für 1 Heidenkind dkd. erh. — „Plattling": dkd. erh.

Kirchdorf: Betrag für 2 Heidenkinder „Amalia und Maria" dkd. erhalten.

Neuendorf: Dem Jüngling für den Betrag für die Mission herzl. Vergelt's Gott.

Lindau i. B.: Betrag für Heidenkind „Michael" dkd. erh.

Pfaffenreuth bei Waldsassen: 21 Mk. für Heidenkind „Josef" dkd. erhalten.

Neustadt, Ungenannt: Betrag 50 Mk. dkd. erhalten. Vergelt's Gott!

Schluckenau: Aus Dank zu Ehren des hl. Joseph 10 Kr.

Appenzell: Fr. 22.60 dem hl. Joseph zum Dank für erhaltene Hilfe.

Herisau, Ungenannt: Fr. 25 für ein Heidenkind „Antonius".

Dormagen 30 Mk. Antoniusbrot erh. Brand 10 Mk. Antoniusbrot erhalten.

Danksagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen

wurden uns vom 15. Febr. bis 15. März l. J. zugesandt aus:

Graudenz, Breslau, Posen, Rosenberg, Klodnitz, Freiham bei Wasserburg, Dorfen, Buchen, Schweben, Mönchberg, Würzburg, München, Neustadt, Rosenheim, Schwabmünchen, Ruhstorf, Waldulm, Effeldorf, Speier, Unterwaldbehrungen, Irlbach, Hochhausen, Edesheim, Distelhausen, Geismar, Gauaschach, Karlsruhe, Holzkirchhausen, Zittau, Gr.-Lemkendorf, Hallerndorf, Bräunlingen, Wörishofen, Fürstenfeldbruck, Augsburg, Würzburg, Geiselhöring, Bamberg, München, Neudenau, Ludwigshafen, Laienbach, Langerringen, Immenstadt, Mühldorf, Lauterbach, Günzburg, Markfeld, Erzingen, Grönenbach, Fleschwangen, Karlsruhe, Sulzbach, Griesbach i. Rottal, Zürich, Markelsheim, Obermüspach, Witterswil, Visperterminen (Wallis), Wil, Unterschönenbuch, Wetzikon, Einsiedeln, St. Gallen, Oberurnen, Enggenhütten, Klingnau, Geisa, Waldthurn, Rosenberg (Baden), Regensburg, Nürnberg, Großgundertshausen, Sulz, Immenstadt, Laupheim, Offenbach, Forbach, Frammersbach, Ursberg, Kilianshof, Römers, Flörsheim a. M., Rankweil, St. Stefan o. St., Sölden, Reichenau, Wenigzell (Steiermark), St. Georgen, Schapperau, Ischl, Agram, Ebensee, Hittisau, Jundorf bei Brünn, Olmütz, Linz, Großgmain, Kray, Calle, Aachen, Warendorf, Berrendorf, Köln, Goch, Essen-Rüttenscheidt, Rheydt, Brand, Paderborn, Kevelaer, Vettelhofen, Beurath, Upsprunge, Würselen, Widdeshoven, Görtzhof, Elberfeld, Großentaft, Essen, Krefeld, Afholderbach, Gandersheim i. Harz, Münster, Elz, Albazen, Strauburg, Ehlingen, Dorlan, Bern-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

castel, Syrthen, Wadersloh, Schloß Kewenig, Mehren, Klickerteshof, Heppendorf, Oberhausen, St. Vith, Koblenz, Nordkirchen, Diesledde, Rhede, Bullery, Steineberg, Lembeck, Dortmund, Koblenz, Werdohl, Horst, Weidenhahn, Eitzen, Merzenich, Rheinbrohl, Erkelenz, Düren, Lette, Dingelstädt, Madfeld, Bescheid, Dinklage, Stolberg, Starnberg, Würzburg, Königshofen, Kürnach, Altenstadt, Allersheim, Steinhofen, Sonthofen, Dietenheim, Güntersleben, Edesheim, Katzbach, Offenburg, Nebelschütz, Watzmansberg, Königshofen, Mühlhausen, Münchham, Bergham, Sulz, Neukirch, Aschenroth, Sulzemoos, Epfig, Fulda, Friedingen, Wiesloch, Ottmannshofen, Tettnang, Allfeld, Stuttgart, Neusatz, Rindberg, Irslingen, Morschweiler, Edesheim, Asenham, Seebach bei Achern, Sieberatsreute, Misserode, Wasserburg, Grenzingen, Jagstfeld, Oedheim, Heldenstein, Betten, Buochs, Ziegelbrücke, Häggligen, Uznach, Mörschwil, Lachen-Vonwil, Vilters, Wildhaus, St. Fiden, Staad, Arth, Hermerswil, Weinfelden, Oberriet, Altdorf, Beinwil, Brig, Bremgarten, Zuzgen, Herisau, Oberhofen, Winterthur, Wohlen, Oberssaxen, Münster, Visperterminen, Luzern, Schaffhausen, Neuenkirch, Ems, Gams, Kradolf, Calcar, Eicherscheid, Grefrath, Wittlich, Rengelrode, Simmerath, Wiltz, Dsbg.-Saar, Illerich, Rommerskirchen, Heimerzheim, Haltern, Weilerswist, Harf, Heilsberg, Schmachtendorf, Drove, Niedertiefenbach, Altcalcar, M.-Gladbach, Euppen, Bonn, Hückeswagen, Hörde, Münstermaifeld, Disteln, Hadamar, Satzwey, Marmagen, Rheydt, Albaxen, Bonn, Bochum 7, Satzvey, Bonzel, Weißweiler, Rhade, Roelsdorf, Riemke, Netphen, Drischhof, Bomst, Scharne, Berlin, Siemianowitz, Koblach, Königswalde bei Schluckenau, Flaurling, Klagenfurt, Wien XVII, Liebenau bei Graz, Troppau Spitel a. Drau, Kramsach-Achenrein, Sulzberg, Zell am See, Fünfkirchen (Pécs), Königsfeld bei Brünn, Marienbad, St. Marien bei Neuhofen, Achenkirch, Virgen-Tirol, Passail-Steiermark, Allerheiligen bei Wildon, Hohenfurt, Dechantskirchen, Gleinstätten, Groß St. Florian, Jicin, Königswalde bei Schluckenau, Leopoldschlag, St. Peter a. Kammersberg, Hengsberg, Stajerlak, Budaörsch, Oeblarn, Kuttenplan, Tamsweg, Zipf-O.-De., Ratten-O.-De., Kraubath, Allerheiligen bei Wildon, Schluckenau, Wien, White Haven-Pa, Templeton-Iowa, New-Haven-Conn., New-Haven-Conn., Buffalo-N.-Y., Courtenay-N.-Dak.

Memento.

(Eingesandt vom 15. Februar bis 15. März l. J.)

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Se. Gnaden der Hochwürdigste Herr

Dr. Hubert Voß,

Bischof zu Osnabrück.

Der hohe Verblichene war schon als Pfarrer ein warmer Freund der Mariannhiller Mission und hat ihr sein väterliches Wohlwollen in treuer Liebe bis zum Tode bewahrt. Möge nun der Herr selbst sein überreicher Lohn sein!

R. I. P.

M. Ursula Reichmann, Pfohren. Anna Engelhard, Weingartz. Josef Schmid, Neufrach. Thomas und Kreßz. Büchele, Grünenbach. Genovefa Mösle, Allmishofen. Frau Winterhalder, Balgau. Anna Apl, Hohenlinden. Katharina Müller, Schlatt a. Rd. Mathilde Stett, Marg. Dietz, Birkach. Josefine Bleuel, Steinau. Angelina und Kath. Moll, Königshofen. Georg Mauderer, Andreas Ganz und Michael Hein, Willanzheim. Emilie Rieger, Allfeld. Luise Schmuck, Königsbrück. Magdalena Kast, Ammerschweier. Josef Mayr I, Josef Mayr II, Mathias Mayr, Echsheim. Maria Josefa Link, Kirchzell. Maria Heinbücher, Weckbach. Barbara Ursula Brändler, Oberpleichfeld. Josef Dersch, Niederalteich. Sebastian Brenauer, Oberammergau. Sofie Zimmermann, Gernsbach. Emeran Weichselsberger, Schweighausen. Kath. Brodmann, Hagnau, Eltville. Kath. Klaimerer, Rohrdorf. Kunig. Hersam, Stalldorf. Anton Fischer, Kadeltshofen. Anna Braun, Wangen. Kath. Huber, Winterbach. Anna Gertrud Eck, Unterwittighausen. Johann Sailer, Mertingen. Agatha Gottwald, Wilhelmsthal. Susanna Hettner, Bielitz. Hedwig Zoche, Breslau. Maria Limpert, Duisburg-Neudorf. Christine Thüsing, Münster. Nikolaus Fuhrmann, Dünfuß. Maria Nageler, Nordkirchen. Heinr. Decker, Cornelymünster. Sibilla Keller, Geilenkirchen. Heinrich Waltzing, Ueldingen. Elise Dübbers, Düsseldorf. Jakob Schönen und Frau Kop, Aachen. Elisabeth Schmitz, Schalkenbach. Hochw. H. Paul Waeger, Ersdorf (großer Wohltäter unserer Mission) Hochw. H. Professor Sp'ecker, Werl (großer Wohltäter der Mariannhiller Mission). Aloys Meyer, Waltrop. Johann Port, Steimel. Gustav Helling, Borbeck. Michael Merzenich, Heppendorf. Anna Vogel, Godesberg. Maria Sibilla Lörks, Calcar. Josef Schmitz, Brand. Clemens Tillenberg, Köln-Sülz Adelheide Bielefeld, Aachen. Ww. Otten, Emmerich. Ww. Anna Werris, Montjoie. Anna Leik, Ersingen. Quirin Decker, Brand. Franziska Hinsken, Rhade. Wilhelm Westerschulte, Wadersloh. Frau Mohr, Köln-Nippes. Maria Limper, Duisburg. Johann Kelkel, Johann Bost und Helena Zimmer, Niedersalbach. Marie Louise Clemenz, Visp. Amalia Rumpol, Zürich. Elisabetha Widmer, Gelfingen. Hochw. Kapl. Engster, Sargans. Peter Schmid, Lax. Johann Imbach, Ruswil. Helene Nell, Göschenen. Jos. Kobler, Freienbach. Anna Sabathy, St. Johann i. Saggautal. Maria Calista, Eggenberg bei Graz. Josef Stoißer, Oberrakitsch bei Mureck. Schwester Ober, Au, Vorarlberg. Schwester Josefa Plitschka, Fünfkirchen. Josef Papez, Troppau. Elisabeth Gruber, Sierning, O.-De. Josef Karl, Wien. Ant. Braunmayer, Rohrbach, O.-De. Johann Steinböck, St. Lorenzen i. Mürztal. Katharina Schäffer, Purgstall, N.-De. Eduard Taborsky, Marburg a. Drau. Herr Haring, Oberhaag. Elisabeth Schuster, Döllach. Fanny Staré, Mannsburg, Krain. Paul Hochegger, Linz. Theres Dornhofer, Mautern. Josefa Pail, Leibnitz. Elisabeth Fuchs, Toblach. Katharina Wirnsberger, St. Peter-Rennweg. M. Dominika Bräu, St. Pölten. Theresia Windschek, Linz. Gregor Kreisz, Budaörsch. Kath. Stegmüller, Hauzendorf, Bayern. Sr. Albana Schreierek, Bozen. Josefa Grundböck, Stössing. Ferdinand Ganglbauer, St. Georgen a. Gusen. Joseph Hochhaus. Campellsport, Wis. Maria Beringer, White-Lake, So-Dk. Margaretha Freund, Andale, Kans. Michael Etzel, Milwaukee, Wis. Aloysia Pöllinger, Moreland, Ky. Eliz. Gentz, Milwaukee, Wis.

Wir erlauben uns abermals,

„Die Himmelsleiter“,

unser bekanntes Meß- und Gebetbüchlein, in freundliche Erinnerung zu bringen. Von allen Seiten kommen uns darüber so anerkennende Urteile zu, daß es uns fast unbescheiden vorkommt, sie hier zu veröffentlichen. Nur der guten Sache wegen sei für diesmal die Zuschrift einer langjährigen Abonnentin aus Tirol erwähnt; sie schreibt: „Mit der „„Himmelsleiter““ haben Sie mir wirklich eine recht große Freude gemacht! Das Büchlein ist so schön geschrieben, daß es einen förmlich zur Andacht zwingt, so sehr geht einem alles zu Herzen. Ich möchte es gar nicht mehr missen.“

Wer will das hübsche, mit mehr als 20 sinnigen Bildchen ausgestattete Büchlein kaufen, wer behilflich sein, es auch in Freundeskreisen etwa für Erstkommunikanten und Firmlinge zu verbreiten? Ein gutes Buch ist ein wahrer Schatz, und recht benützt, kann es jedem buchstäblich zu einer „Himmelsleiter“ werden.

Der bescheidene Reingewinn ist für die armen Heidenkinder bestimmt.

Preis für Deutschland, gebunden in Leinwand mit Rotschnitt 1 Mk., in Leder mit Goldschnitt 1.75 Mk.; für Oesterreich-Ungarn 1.20 Kr., bezw. 2.10 Kr.; für die Schweiz 1.25 Fr., bezw. 2.20 Fr.; für Amerika 30 cts., bezw. 50 cts.

Zu beziehen durch die Vertretung der Mariannhiller Mission.

NB. Bei diesem Anlaß möchten wir bemerken, daß das alte, in vielen Exemplaren verbreitete Büchlein „Meßopfer und Kommunion“ vollständig vergriffen ist und auch nicht mehr neu aufgelegt wird. Als Ersatz dafür gilt die „Himmelsleiter“, welch' letzteres Büchlein bedeutend größer und reichhaltiger ist, als das frühere.

Redaktionsschluß am 15. März 1914.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN